



Inferno der Seelen

Schauspiel



Winfried Paarmann

Inferno der Seelen

Schauspiel

Winfried Paarmann

Goldwaage-Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Jutta Timmermans

Goldwaage-verlag@freenet.de

ISBN 978-3-9816256-9-1

Personen:

Mirka, eine jüngere Frau
Daniel, ihr Verlobter
Gunnar, ihr Stiefvater
Frank, ihr Stiefbruder
Elisabet, die fast achtzigjährige
Großmutter

Tualkana
Lukanos
Retika

Zwei Sanitäter

(Diese tragen Atemmasken
und haben ganz am Ende nur
einen kurzen Auftritt.

Sie können, entsprechend verkleidet,
auch von Gunnar und Frank gespielt
werden, die dann das Spiel bereits
endgültig verlassen haben werden.)

Das Bühnenbild für das ganze Stück:

Ein Kellerraum.

Es gibt, in Kopfhöhe, drei schmale vergitterte Fenster, durch die spärlich Licht einfällt – doch deutlich wird der bedrohlich aufzuckende Lichtschein des um das Haus immer wieder heftig aufblühenden Feuers zu erkennen sein.

Der Keller ist in eine Notunterkunft verwandelt worden. Auf dem Boden sind vier Matratzen ausgelegt. In der Mitte des Raums steht ein Tisch, dahinter eine Holzbank, rechts und links des Tisches befinden sich zwei Stühle.

Auf der rechten Seite *) sieht man die drei letzten Stufen der nach oben führenden Kellertreppe.

Dort befinden sich mehrere Koffer und größere Taschen wie ein kleiner Hocker.

An der linken Wand lehnen, mehr im Hintergrund, drei alte breite Bretter.

Der düstere Anblick, wie ihn die kahlen trostlosen Kellerwände bieten, bleibt im ersten Teil unverändert.

Im zweiten Teil wird er sich durch auf einen Gaze streifen projizierte Bilder verändern. Dazu folgen die Regieanweisungen im späteren Text.

*) *immer vom Zuschauer aus*

Erster Teil

1. Szene

Auf dem Tisch in dem schon beschriebenen Kellerraum stehen Tassen, Gläser und Flaschen, manche halb leer getrunken, andere noch voll.

Elisabet, die Großmutter, sitzt auf dem Stuhl an der rechten Seite des Tisches. An ihren Stuhl gelehnt stehen zwei Krücken.

Sie ist eine ganz grauhaarige faltenreiche Frau Ende siebzig, in deren Augen doch ein seltsam junger, lebensbejahender Glanz liegt und deren weiche Gesichtszüge viel Empathie zeigen.

Frank sitzt auf der Bank hinter dem Tisch direkt neben ihr, ein kleines Kofferradio vor sich, aus dem leise eine Country-Musik klingt. Er ist Anfang dreißig, eine hagere Erscheinung, auch sein Gesicht ist hager und gezeichnet von einer Neigung zum Spott wie zum anderen von einer tiefen Melancholie.

Links am Tisch sitzt Mirka.

Sie ist eine Frau Ende zwanzig, eine durchaus schöne Frau, in deren Gesichtszügen doch etwas wie Verbitterung und Lebensresignation liegt.

Gunnar, der Vater von Frank und der Stiefvater Mirkas, ist an eines der kleinen schmalen Kellerfenster getreten und schaut hinaus. Er ist ein Mann Mitte fünfzig, von bulliger Statur und mit hartem, eher grobem Gesicht. Er starrt gebannt durch das Fenster, hinter dem man das flackende Licht des großen Feuers sieht.

Mirka: tritt zu ihm Rückt die Feuerwand wieder näher?

Gunnar: Nicht näher.

Und doch: Sie ist weiter bedrohlich nah.
Wir sollten in diesem Kellerloch nicht länger ausharren...

Frank: Vor uns das Feuer. Hinter uns der steile Berg. Wir sind eingeschlossen.
Wir kommen nicht fort von hier.

Gunnar: zu *Elisabet* Sagst du immer noch, dass dieser Keller ein sicherer Ort ist?

Frank: stellt das Radio ab.

Wir haben es eben gehört: Von den Fluchtautos ist bisher noch kein einziges durchgekommen.

Man fürchtet, dass die Leute darin verbrannt oder im Rauch erstickt sind.

Der Wind hat gedreht, möglicher Weise sind sie mitten in die Flammen hineingefahren.

Gunnar: Die Feuerwand ist nicht näher gerückt.

Doch sie kann es jederzeit tun.

Manchmal bleibt irgendwo eine Schneise, die sich als Fluchtweg nutzen lässt...

Wir sollten wenigstens danach suchen.

Mirka: Großmutter – sag etwas. Sind wir hier immer noch sicher?

Elisabet: *die bereits etwas schwerhörig ist und beim Hören oft die Hand hinter das linke Ohr hält.*
Bleibt!

Dieser Kellerraum ist der sicherste Ort.

Gunnar: Sie hofft auf die Rettungseinsätze, von denen man im Radio spricht.

Direkt zur Großmutter Doch die müssen erst einmal durchkommen.

Und sie verfügen über keine Rettungshubschrauber, die Wasser abwerfen oder uns hier rausholen könnten.

Die Großmutter: *nickt.*

Trotzdem: Ich bin überzeugt, diesem Haus und diesem Keller wird nichts geschehen.

Macht es nicht wie die andern. Fahrt nicht kopflos genau in das Feuer hinein.

Mirka: Ich denke es wie Großmutter. Es ist klüger, wir bleiben und wir warten es ab.

Zu Gunnar und Frank Ihr sagt es selbst: das Feuer ist nicht mehr näher gerückt.

Frank: *zu Gunnar* Und wenn es die Schneise nicht gibt? Willst du es dann doch über den Berg versuchen?

Dann können wir nichts aus dem Haus retten, nicht einen Koffer.

Und der Berg ist gefährlich.

Mirka: Und überhaupt: Großmutter - lassen wir sie dann einfach zurück?

Elisabet: *abwinkend* Lasst mich zurück – wenn ihr meint, dass ihr aufbrechen müsst.

Erstens: Es wäre nicht schade um mich.

Zweitens: In diesem Keller wird mir nichts geschehen, ich weiß es.

Gunnar: Ich bleibe am Fenster und behalte das Feuer im Auge.

Zu Frank Vielleicht haben wir es mit der Reparatur des Autos doch zu schnell aufgegeben.

Frank: Wir haben es über drei Stunden versucht.

Er schüttelt den Kopf Vater, du hast mit dem Unfall diese Kiste zu Schrott gefahren.

Ich glaube nicht, dass sie sich noch einmal bewegt.

Er und Mirka nehmen wieder am Tisch Platz.

Frank gießt sich das Glas voll, das vor ihm steht.

Er blickt auf die Uhr.

Zu Mirka Sagtest du nicht, Daniel hätte dir für diesen Nachmittag seinen Besuch angekündigt?

Mirka: *nickt flüchtig.*

Frank: *schnalzt leise.*

Dann, hintergründig Er wird nicht kommen...
Unmöglich an einem Tag wie diesem.

Gunnar: *ohne sich umzuwenden* Seien wir froh, wenn sich diese Sache so von selbst erledigt...
Niemand will ihn hier sehen.

Vielleicht ist er ja aufgebrochen – und hängt jetzt fest wie die anderen Autofahrer, von denen man vermutet, sie seien in der Feuerhölle stecken geblieben...

Möge er nie hier ankommen!

Frank: Vater – niemand will ihn hier wiedersehen...

Selbst Mila nicht.

Doch willst du sagen, du wünschst ihm, dass er in diesem Feuer --?

Das wünscht man keinem.

Nicht einmal diesem Daniel wünsche ich es.

Gunnar: *Unverändert hart* Ich sagte nur, er möge besser hier niemals ankommen.

Frank: *zu Mila* Er hat sich vor einer Woche in dieser kleinen Pension nahe am Wald einquartiert - dort wo die Feuer als erstes ausbrachen.

Er winkt ab. Es muss nichts bedeuten.

Immerhin, er ist hier seit einer Woche am Ort.

Zu Mirka Was meinst du, Mirka, warum er dich treffen wollte?

Mirka: *zuckt die Schultern.*

Frank: Besser er kommt jetzt nicht.

Er hätte dir nur wieder eine neue Lügengeschichte erzählt.

Gunnar: Das hätte er.

Wie er jedem von uns schamlos ins Gesicht gelogen hat.

Mirka: *sitzt weiter stumm mit gesenktem Kopf.*

Frank: Hättest du dich auf ein Gespräch mit ihm eingelassen?

Da Mirka nicht mit dem Kopf schüttelt.

Du hättest ihn angehört?

Gibt es da irgendetwas in dir, das noch an ihm hängt?

Mirka: Wir waren ein Jahr miteinander verlobt.

Gunnar: *weiter am Fenster, ohne sich umzublicken*
Eben! Und da verlässt man eine junge Frau,

die man eben geschwängert hat, nicht einfach so über Nacht.

Frank: Vater – beginne nicht wieder mit diesem Thema.

Gunnar: Auch meine Frau hat er geschwängert.

Frank: Er hat sie geschwängert, ja.

Doch ihn deshalb verantwortlich machen für ihren Tod?!

Du hast sie zu jener Kurpfuscherin geschickt, die sie mit ihrem stümperhaften Eingriff umgebracht hat.

Gunnar: Hätte ich sie in die Kreisstadtklinik bringen sollen?

Das Gespött und Gerede der ganzen Kleinstadt hätte sich über uns ergossen.

Frank: Ja, ja. Dein heiliger Posten als stellvertretender Bürgermeister...

Ihr beide ward doch schon lange kein Paar mehr.

Gunnar: He! So redest du nicht mit deinem Vater!

Frank: Sie hatte seit Monaten das kleine Nebenhaus bezogen und ist kaum noch aufgetaucht.

Ihr habt doch nur noch zum Schein das heile Paar gespielt.

Elisabet: *mischt sich ein* Da ihr schon wieder mit diesem Streit beginnt - -

Daniel hat Karoline nicht geschwängert.

Die anderen richten erstaunte Blicke auf sie.

Ich versprach ihr, es niemandem zu verraten.

Sie wollte den Frieden in ihrer Nachbarschaft wahren.

Gunnar: In unserer Nachbarschaft?

Etwas genauer!

Elisabet: Eben darüber bat sie mich nicht zu sprechen.

Gunnar: Und dieses Versprechen hast du ihr gegeben – während sie uns belogen hat?

Elisabet: Es war ein Tag vor ihrem Tod.

Sie fühlte bereits, dass sie sterben wird.

Gunnar: War es unser direkter Nachbar – links?

Elisabet: Ich sage kein weiteres Wort darüber.

Sie schweigt, entschieden.

Gunnar kann es nur so wie ein „ja“ verstehen.

Er brummelt einen Fluch vor sich hin.

Frank: Doch Mirka hat er geschwängert – und sich dann ohne ein Wort aus dem Staub gemacht – und sie allein gelassen mit dem verkrüppelten Kind.

Elisabet: Er wusste nicht, dass das Kind verkrüppelt sein würde, als er Mirka verließ.

Zu Gunnar Mit Karoline hatte er nichts.

Und so stimmt auch diese Geschichte nicht, dass er sie verführte, weil ihr jenes Millionenerbe durch ihren Vater in Aussicht stand.

Frank: Auch ich halte dies alles inzwischen für etwas skurril, Vater: dass er mit diesem Millionenerbe mit ihr durchbrennen wollte.

Sie war zweiundzwanzig Jahre älter als er.

Da klingt mir das mit dem Nachbarn wahrscheinlicher.

Gunnar: So war der Nachbar scharf auf dies Erbe...

Frank: Nicht anders als du.

Es war doch zuletzt der einzige Grund, warum du es so lange noch mit ihr ausgehalten hast.

Mirka: Redet so nicht von meiner Mutter!

Zu Gunnar Ich weiß von ihr, dass du für sie eine Zeit lang die große Liebe gewesen bist; freilich nicht mehr die letzten Jahre, das sah jeder. – Meine Mutter hatte es schwer.

Frank: Ihre vielen Krankheiten.

Das hätte auch jeder andere Mann auf die Dauer nur schwer ertragen.

Außerdem –

Doch das ist Mirkas Geschichte.

Dazu sage ich nichts.

Frank und Mirka tauschen Blicke.

Gunnar: Worum geht es jetzt -?

Sein Blick schweift zu Frank, dann zu Mirka; er verfinstert sich.

Wovon wollt ihr jetzt sprechen?

Elisabet: Hört auf! Es ist nicht der passende Zeitpunkt, um über diese Sachen zu streiten.

Sie blickt zu den Fenstern, hinter denen es eben wieder bedrohlich hell aufleuchtet.

Noch immer sind wir eingeschlossen vom Feuer. Noch müssen wir beten, dass es nicht näher kommt.

Gunnar: Beten?

Ist das die Sicherheit, von der du da ständig sprichst?

Elisabet: Nein, dies meinte ich nicht.

Trotzdem: Auch Beten ist gut.

*Es verstreichen ein paar Sekunden der Stille.
Man hört das Knistern der nahen Flammen.*

Zu Gunnar und Frank Lasst diese Geschichte
um Karoline für immer ruhen.
Und auch die um Daniel lasst ruhen.
Noch entschiedener Und vor allem die um
Mirka lasst ruhen.
Rührt nicht mehr an die alten Wunden!

Plötzlich ein lautes Geräusch:
Das hintere der drei Bretter am Ende der lin-
ken Wand ist umgekippt, mit lautem Knall
schlägt es auf dem Kellerboden auf.
Alle zucken einen Moment erschreckt zusam-
men.

Mirka: *bewegt sich schließlich an die Stelle.*

Etwas zertretenes Gras und Spuren von Erde
liegen auf den vier Stufen. Ich sehe es heute
zum ersten Mal.

Gibt es jemanden, der manchmal die Stufen
hinabsteigt?

Wofür? Hat es jemand noch einmal versucht,
die Tür zu öffnen?

Elisabet: Diese Spuren können sehr alt sein.

Sie können noch von meinem jüngeren Bruder
stammen - als er mit zwölf diese Treppe
hinabstieg.

Mirka: Du hast immer nur in Andeutungen darüber
gesprochen, was er damals hinter der Kellertür
gesehen hat. - Ist es so streng geheim?

Elisabet: Es gibt einen Grund, warum diese Keller-
tür nicht zu öffnen ist.

Du weißt, sie hat nicht einmal ein Schloss.

Mirka: Doch dein Bruder konnte sie damals öffnen.

Elisabet: Nein, sie stand spaltbreit offen.

Also ging er einfach hindurch.

Mirka: Und was sah er -?

Elisabet: *leise, etwas traurig* Er hätte so gern auch mir gezeigt, was er gesehen hatte...

So blieb es dabei, dass ich lange meinte, er müsste das alles geträumt haben.

Mirka: Und inzwischen sagst du, er hatte es nicht geträumt?

Elisabet: Er war hinter dieser Tür.

Auch mein Vater hielt für eine Fantasiegeschichte, was mein Bruder erzählte.

Trotzdem versuchte er Wochen später mit vier anderen Männern zusammen, die Tür gewaltsam zu öffnen... Mit Stemmeisen und mit Schweißbrennern.

Mirka: Du sagtest: ihr, dein Bruder und du, hörten manchmal Stimmen dahinter -?

Elisabet: Häufiger – ja.

Auch Vater und die anderen vier Männer hörten sie plötzlich – das war der Moment, in dem sie diese Aktion abbrachen.

Mirka: Du warst damals dabei.

Was war so schrecklich?

Elisabet: Es passte so gar nicht mit dem zusammen, was mein Bruder zuvor berichtet hatte.

Diese Laute, die auf einmal diesen fast infernalischen Beiklang hatten...

Ach, hätte ich mehr mit meinem Bruder darüber geredet.

Aber ich konnte nicht ahnen, dass er zwei Jahre später schon sterben würde.

Ich war vierzehn. Er war zwölf. Damals glaubte ich nur an „vernünftige“ Sachen.

Mirka: Eins der drei Bretter ist umgestürzt...

Soll ich die Stufen hinab gehn und wieder lauschen?

Elisabet: Ich tat es oft.

Meist war es absolut geräuschlos hinter der Tür.

Ich kenne die Antwort.

Wie ich inzwischen viele Antworten kenne.

Doch davon sprechen?

Nein.

Es müsste irgendein Zeichen kommen, dass ich es tun darf.

Mirka: Du wartest auf irgendein Zeichen?

Elisabet: Ich verstand es so.

Mirka: Und wenn dieses Zeichen jetzt käme -?

Elisabet: Jetzt -?

Sie lächelt. Schüttelt den Kopf.

Sie lächelt erneut – und diesmal folgt ein Schulterzucken.

Mirka: Ich probiere es selbst, ob ich etwas höre!

Sie beugt sich hinter die zwei noch stehenden Bretter und lauscht.

Gunnar verlässt seinen Platz am Fenster und setzt sich neben seinen Sohn.

Sein Blick ist finster, sein Gesicht zeigt unverändert Gereiztheit.

Sein folgender heftiger Disput mit dem Sohn verläuft in gedämpftem Ton, keiner will, dass Mirka dabei die Mithörerin ist.

Gunnar: Was wolltest du vorhin sagen, als du von „Mirkas Geschichte“ gesprochen hast?

Frank: Das muss ich dir erklären?

Mit einem Blick zu Elisabet Und ich fragte mich manchmal, ob möglicher Weise auch Daniel etwas davon gewusst hat.
Und dass er auch deshalb - -

Gunnar: *sich weiter verfinsternd* Was soll er gewusst haben?

Frank: *schaut ihn weiter hart und durchdringend an.*

Gunnar: *es platzt aggressiv aus ihm hervor* Du warst es, der dieses heimliche Inzestverhältnis mit ihr begonnen hat!

Frank: Als Stiefbruder... ja.

Wir waren neugierig, wir waren jung.
Ich habe sie nicht verführt.

Und schon gar nicht: sie mir mit Gewalt genommen.

Gunnar: Und mir unterstellst du Gewalt?!

Frank: *hält seinen Blicken stand – es zeigt deutlich, dass er die Frage des Vaters bejaht.*

Gunnar: *weiterhin mit nur mühsam unterdrückter Aggression* Es war nicht Gewalt!

In keinem Augenblick war es jemals Gewalt.

Frank: Du warst nur jedes Mal halb betrunken dabei...

Gunnar: Jedes Mal?

Es ist überhaupt nur zweimal geschehen.
Sagst du: öfter als zweimal?

Frank: *verweigert wieder die Antwort – und wieder signalisiert dies ein deutliches „Ja“.*

Gunnar: Frank! Ich warne dich!

Spuck mir keine Lügengeschichte wie diese ins Gesicht!

Er stößt den Sohn mit dem Ellbogen hart in die Rippen.

Frank: *erwidert den harten Rippenstoß und erhebt sich.*

Gunnar: *bitter und finster* Du weißt nichts.

Weißt nicht, dass sich mir Karoline seit Jahren verweigert hatte.

Frank: *seine Worte sind nur wieder eine scharfe Pfeilspitze* Und das betrachtetest du als Rechtfertigung?

Gunnar: *das eigene Schuldbewusstsein lässt nur wieder dunkle Aggression in ihm hochkochen.*

Klage mich an!

Meinetwegen: Klage mich an!

Doch dann blick in den Spiegel und klage dich selbst an!

Frank: Ich war ein pubertierender Junge.

Es war nur ein Spiel mit der Stiefschwester...

Gunnar: Und doch war es Inzest!

Er erhebt sich jetzt ebenfalls.

Karoline machte die Augen zu und ließ es einfach geschehen – anstatt ihre Tochter zu bewachen und zu schützen.

Frank: Sie als erstes zu schützen vor dir!

Gunnar: He! he!

Beginnt es jetzt wieder, dass du mir vorwirfst, womit du begonnen hast?

Sie gehen, beide aggressiv aufgeladen, aufeinander zu.

Frank: Noch immer bist du der alte verbissene Bock!

Gunnar: Und du noch immer der Tagträumer, der nichts auf die Reihe kriegt.
Jahrelang bist du bekifft durch die Gegend gelaufen, um dann keinen besseren Einfall zu haben als -

Frank: Das sagst du mir – du notorischer Säufer.
Bekifft habe ich die besten Einfälle für meine Gitarre und meine Lieder gehabt.

Gunnar: Ja, das weiß ich – dass du hin und wieder auf deiner Gitarre geklumpert hast –
Es fehlten einzig die Fans, die dem Star mit der Gitarre zu Tausenden zujubelten...
Was hast du vorzuweisen?
Nichts! nichts!

Frank: Doch wenigstens habe ich nicht wie du im Suff dreimal ein Auto zu Schrott gefahren.
Und außerdem bist du, das sagte schon Karoline, ein hoffnungsloser Kunstbanause.

Gunnar: Während du selbst der geniale Künstler bist!

Ja, hin und wieder hast du etwas gepinselt.
Er hebt ein Bild in einem schlichten Holzrahmen hoch, das zwischen den Koffern steht – ein Bild, das eine Landschaft in grellen psychedelischen Farben zeigt.

Bilder wie diese würde dir jeder mit etwas Kunstverstand um die Ohren hauen.

Er lässt es zurück auf die Koffer fallen. Geschmier!

Frank hat ein Messer vom Tisch gegriffen.

Die Lage wird bedrohlich.

Elisabet: *hebt eine ihrer Krücken und schiebt sie zwischen die beiden.*

Mit bemerkenswert kraftvoller Stimme Halt! halt! und nochmals halt!

Vater und Sohn!

Habt ihr zwei völlig den Verstand verloren?

Gunnar und Frank schauen sich an – weiterhin mit dem Ausdruck aggressiver Hunde.

Plötzlich wieder ein knallendes Geräusch: Das zweite der Bretter ist umgestürzt und auf den Kellerboden geschlagen.

Wieder schrecken alle zusammen.

Mirka ist einen Schritt zurückgesprungen.

Gunnar und Frank gehen, zunächst zögernd, zum Ende der linken Kellerwand.

Sie bewegen vorsichtig das dritte noch stehende Brett. Es scheint auf seinem Platz stabil.

Alle tauschen ratlose Blicke.

Frank geht schließlich die Stufen hinab (die für das Publikum unsichtbar bleiben), es sind nur wenige, offenbar bewegt er sich bis vor die Tür, um dort zu lauschen; dann kehrt er zurück, mit leichtem Kopfschütteln, greift eines der umgestürzten Bretter und stellt es wieder an seine alte Stelle.

So tut es Gunnar danach mit dem dritten Brett.

Aus Richtung der Kellerfenster kommt unverändert ein zuckendes Licht und, in der jetzigen Stille gut hörbar, auch wieder ein nahes Knis-

tern und plötzlich auch das Krachen eines stürzenden Baumes.

2. Szene

Ein Geräusch von rechts.

Jemand kommt die Kellertreppe herunter.

Es ist Daniel.

Er ist Anfang dreißig, ein attraktiver Mann mit ebenmäßigen Gesichtszügen, doch in seinem Blick liegt eine tiefe Verunsicherung und Melancholie.

Gunnar, Frank und auch Mirka mustern ihn ungläubig.

Frank: Wo kommst du her?

Daniel: Ich suche Mirka.

Er hat sie inzwischen gesehen.

Es folgt ein intensiver Blickwechsel zwischen beiden.

Frank: Wie bist du durch das Feuer hergekommen?

Daniel: Ich war schon am Vormittag hier.

Ich versteckte mich im Garten, hinter dem Nebenhaus.

Gunnar: Und wer hat dich ins Haus eingelassen?

Daniel: *einen kleinen Schritt zurückweichend, halb entschuldigend* Niemand. Ich weiß...

Ich versuchte es schließlich über die Feuerleiter. Ein paar Mal hatte ich an der Haustür geklopft. Niemand öffnete mir.

Wieder ein intensiver Blickwechsel mit Mirka.

Ich hoffte, Mirka in ihrem Dachbodenzimmer anzutreffen.

Gunnar: *finster* Und dort bist du eingestiegen?

Mirka: Ich las deine Post.

Über was willst du reden mit mir?

Daniel: *taxiert Mirka noch einmal mit vorsichtigen, unsicheren Blicken.*

Mirka!

Da gibt es vieles...

Und ich könnte es doch auch in einem einzigen Satz sagen - -

Gunnar: Niemand will dich hier sehen.

Daniel: *spürt die harte Wand der Ablehnung gegen sich - sein Blick sucht wieder den von Mirka, unruhig, unsicher fragend.*

Mirka: Lasst ihn reden!

Daniel: Ich möchte, Mirka, zurück zu dir.

Es folgt ein erstarrtes Schweigen.

Ich wusste nichts von dem behinderten Kind.

Ich wusste nicht, dass es mit zwei Jahren starb.

Von diesem vielen Leiden, das du durchstehen musstest, wusste ich nichts.

Gunnar: *in dessen Gesten und Blicken unverändert kalte Abweisung liegt* Und eben jetzt – so nach drei Jahren – fällt dir plötzlich ein, schnell mal so einfach nachzufragen.

Daniel: So ist es nicht, nein...

Mirka, ich dachte ständig an dich.

Damals, als ich plötzlich verschwand - -

Ich musste fort, Mirka.

Ich tat es dir zuliebe.

Ich musste dich vor mir retten.

Er erntet lediglich verwirrte, unverständige Blicke.

Elisabet: Lasst ihn reden!

Ich glaube, dass er uns etwas zu sagen hat.

Sie winkt ihn freundlich heran.

Nimm hier auf dem Hocker neben mir Platz!

Daniel zögert zunächst, dann folgt er ihrer Aufforderung.

Lass dich nicht beeindrucken von Gunnar und seiner abweisenden, harten Haltung.

Gewiss, Mirka hast du mit deinem wortlosen Verschwinden viel Schmerz zugefügt – zumal sie bereits schwanger war.

Es gab weiteres, das man dir angelastet hat. Es ist ausgeräumt, du musst es nicht wissen.

Doch eine Erklärung zu deinem Verschwinden – das wäre gut.

Daniel sitzt mit gesenktem Kopf und redet nicht.

Was willst du uns sagen?

Deine Worte waren, dass du Mirka vor dir retten musstest?

Daniel: *schweigt nochmals eine längere Zeit.*

Dann beginnt er leise Ich musste sie vor mir schützen, ja.

Wieder Stille.

Gunnar und Frank sind wieder an die Kellerfenster gegangen und wenden sich nur gelegentlich um.

Ich muss sehr weit zurückgehen, um zu erklären, was geschah...

Immer wieder legt er zwischen seinen Sätzen eine kurze Pause ein.

Mein Vater und meine Mutter befanden sich in einem ständigen Krieg.

Ich war acht, als ich endgültig meiner Mutter zugesprochen wurde.

Mein Vater, der gegen meine Mutter häufig gewalttätig wurde, durfte nicht mehr ins Haus; er durfte mich nicht mehr sehen.

Bei einem Spaziergang, den Mutter mit mir übernahm, lauerte er uns auf.

Als der Stärkere griff er mich einfach und riss mich von ihr fort.

Er entführte mich.

Die Polizei durchsuchte mehrmals seine Wohnung.

Doch er hatte mich in einem Erdloch im Wald versteckt, das er mit einer Eisenplatte und Laub bedeckte.

Nachts brachte er mir mein Essen.

Dann, nach mehreren Wochen, siedelte er mich in den Keller seines Vetters um.

Auch dort war es dunkel.

Er hatte ein kleines, fest verschlossenes Gatter für mich gebaut.

Der Vetter, ein geistig behinderter Mann, brachte mir täglich mein Essen. Doch sonst pflegte er keinen Kontakt mit mir.

Selten sprach er überhaupt nur einen einzigen Satz, wenn er kam.

Einmal wöchentlich tauchte mein Vater auf.

Auch er sprach immer nur wenige Sätze mit mir.

Immerhin: Er brachte mir einen Kassettenrekorder und Kinderkassetten.

Die hörte ich, bis die Bänder verschlissen waren.

Mein Vater hatte kein Interesse an mir.

Er wollte mich nicht.

Er hasste mich nicht, er liebte mich nicht. Ich war ihm gleichgültig.

Es war nur blanker Hass gegen meine Mutter.

Es war seine Rache an ihr.

Erst später, viel später begriff ich, dass etwas in ihm selbst krank und zerstört war. - Es ist eine wieder andere Geschichte.

Es war ihm nur wichtig, meiner Mutter einen Schmerz zuzufügen, der sie für immer brechen sollte.

Er erreichte, was er wollte: Meine Mutter zerbrach daran. Ich sah sie nie wieder.

Was ich nicht sagte: Mein Vater überfiel meine Mutter hinterrücks und stülpte ihr eine Plastiktüte über den Kopf.

Sie sah also nicht sein Gesicht.

Natürlich war er der Hauptverdächtige.

Doch die Polizei fand über ihn keine Spur zu mir.

Nur zwei Jahre lebte sie noch.

Viele Jahre später erfuhr ich, dass sie sich mit Tabletten das Leben nahm.

Über die ganze Zeit, die ich in diesem Kellerverließ verbrachte, verlor ich nie meine Hoff-

nung, Mutter würde mich schließlich finden und mich befreien.

Frank hat wieder sein Radio gegriffen und hält es sich dicht ans Ohr.

Mirka hat ihren Stuhl dicht an Elisabet herangerückt, über der Gruppe der drei bildet sich ein Lichtkegel – der etwas wie einen intimen Raum schafft, in dem nur noch die drei anwesend sind.

Mein Vater war nach einem Jahr zu seinem behinderten Vetter gezogen.

Ich wachte nachts häufig auf, aus schrecklichen Albträumen, und ich schrie wie besinnungslos.

Wenn mein Vater es hörte, kam er herab in den Keller und verprügelte mich.

Er fürchtete, es könnte jemand von den Nachbarn auf mich aufmerksam werden.

Doch über dieses Schreien hatte ich keine Gewalt – so wenig ich Macht hatte über diese Albträume, die ständig schlimmer wurden.

Immer erschien mein Vater und verprügelte mich.

Er glaubte, ich täte es bewusst, um ihm Ärger zu machen.

Er prügelte jähzornig und gnadenlos.

Zweimal zerbrach er mir einen Finger.

Als mein Vater erfuhr, dass Mutter gestorben war, setzte er mich nachts vor einem Kinderheim ab.

Danach verschwand er ins Ausland.

Man fand mich vor diesem Heim. Anfangs konnte ich keinem etwas über mich erklären. Meine Sprache war fort. Als sie doch langsam zurückkam, lallte ich wie ein Kleinkind und stotterte.

Im Heim erlebte ich zum ersten Mal wieder Freundlichkeit. Ich hatte fast vergessen, dass es so etwas gab.

Vielleicht war es auch nur die übliche Fürsorge. Doch ich empfand es manchmal, als wäre ich plötzlich ein kleiner Prinz, über den alle ihre Liebe ausgossen.

Dann wieder kamen die dunklen Tage – an denen die Welt wie hinter einer Mauer verschwand und sich etwas wie schwarze Nacht in meinem Kopf ausbreitete.

Es zog mich in Richtung einer Tür, die ich besser nicht öffnete, weil sich etwas Grauenhaftes dahinter verbarg.

Viel grauenhafter als ein enges Kellerverließ es war, das sich zu blassen Erinnerungsbildern verflüchtigte.

Ich brütete dumpf vor mich hin und musste mich füttern lassen.

Damit zog ich den Spott der anderen Jungen auf mich; wie sie sich auch lustig machten über mein immer noch häufiges Stottern.

In einer Regennacht riss ich aus – ohne Schuhe, nur mit meinem Schlafanzug bekleidet.

Es folgte ein schweres Fieber und eine Lungenentzündung.

Im Heim sagte man mir später, einer der Ärzte hätte mich bereits aufgegeben.

Als ich dann doch wieder gesund wurde, war auch mein Stottern verschwunden.

Jetzt wollte ich es allen zeigen.

Im Unterricht war ich nach einem Jahr Klassenbesten. Die Gehässigkeiten der anderen Jungen verwandelten sich in Respekt.

Fast hätte ich sagen können: Es ging mir gut.

Ich hatte Freunde. Ich hätte sagen können, ich führte von dieser Zeit an ein gutes Leben.

Und doch: Die inneren Dämonen konnte es nicht vertreiben.

Die Dämonen, die mich heimgesucht hatten in meinem einsamen Kellerverlies.

Ich sah das böse Licht ihrer Augen.

Ich fühlte ihre Hände auf meinen Schultern, in meinem Nacken.

Ich hörte ihre Stimmen.

Verzweifelt versuchte ich, Freundschaft mit ihnen zu schließen.

Doch sie lachten mich nur aus.

Die Dämonen blieben – auch nachdem ich nun im Heim und ein äußerlich behütetes Kind war.

Die Nächte mit meinen hilflosen und verzweifelten Schreien blieben, mit denen ich mich selbst weckte – und manchmal auch die anderen Jungen, so dass ich schließlich in ein Einzelzimmer verlegt werden musste.

Niemand prügelte mich mehr. Und einmal in der Woche kam ein Therapeut zu mir.

Ich kann mich nur unklar an ihn erinnern. Ich fühlte rasch, dass er mir nicht helfen konnte.

Doch dies eine begriff ich klar: Wer mir all dies angetan hatte.

Es gab da diesen Mann, der mich gezeugt hatte und der sich einmal mein Vater nannte.

Er hatte mich vor Jahren von der Hand meiner Mutter fortgerissen. Und sie war gestorben, bevor ich sie noch einmal umarmen konnte.

Je deutlicher ich es begriff, umso mehr brodelte in mir ein brennender Hass.

Ich musste meinen Vater suchen.

Ich musste ihm gegenüberstehen.

Ich musste ihm zurückgeben, was er mir angetan hatte.

Was er meiner Mutter angetan hatte.

Doch meine Suche – als ich endlich dazu aufbrechen konnte – blieb über Jahre ohne jeden Erfolg.

Dann lernte ich eine junge Frau kennen, die mich verzauberte. Und je öfter ich sie traf, desto sicherer wurde ich mir, dass sie meine Liebe erwiderte.

Wir verlobten uns. Ich träumte davon, ein normales Leben mit ihr zu führen: Kinder zu haben und für diese ein guter Vater zu sein.

Es gab keinen Traum, keinen Wunsch darüber hinaus.

Da erwachte ich eines Nachts und fühlte ein Würgen um meinen Hals. Doch es war kein wirkliches Erwachen, es war ein seltsamer Zustand zwischen Wachen und Traum, in dem

ich feststeckte und aus dem ich mich nicht befreien konnte.

Ich wand mich, ich litt unter Atemnot.

Plötzlich sah ich mich vor dem Spiegel stehen. Da erkannte ich sie - meine Würger und Peiniger.

Es waren viele, sie standen in meinem Rücken.

Ich erkannte sie: Die bösen Augen. Das hämische Lachen.

Ich griff eine Schere, um dem einen, der plötzlich ganz nah war, die Augen auszustechen.

In diesem Moment erwachte ich, in diesem wirklichen Erwachen, und ich begriff, dass ich eben dabei war, mir selbst ein Auge auszustechen.

Da wusste ich: Sie waren unverändert bei mir – die Dämonen, wie ich sie seit jenen Jahren im Keller kannte.

Sie spielten ihr Spiel mit mir, selbst wenn ich schlief.

Ich würde sie möglicher Weise niemals wirklich und für immer abschütteln können.

Doch noch immer blieb eines zu tun:

Meinen Vater zu finden.

Ich sah es vor mir, genau: Wie ich ihn an einen Stuhl gefesselt hatte, auf dem er bäuchlings lag – mir das Gesäß zugestreckt, auf das ich mit einer Latte einschlug, wie er auf mich als Jungen eingedroschen hatte...

Ich hatte ihn ganz in meiner Gewalt.

Ich hörte sein Betteln um Gnade.

Doch ich musste stark bleiben, wie ich es mir versprochen hatte, ich durfte keinen Moment des Mitleids zulassen.

Ich tat es vor allem für meine Mutter.

Ich musste auf ihn einprügeln, bis das Fleisch seiner Gesäßmuskeln aufbrach und heftig zu bluten begann.

Er konnte nicht schreien. Ich hatte ihm den Mund mit einem Tuch zugestopft.

Niemand sollte ihn hören – wie auch mich und meine Kinderschreie damals niemand hören durfte.

Dann ging ich, verschloss die Kellertür und ließ ihn verbluten, verhungern, verdursten.

Er atmet tief.

Ja – und dann geschah es tatsächlich: ich fand die Spur zu ihm...

Es war jener Tag, an dem ich plötzlich verschwand.

Wieder atmet er tief.

Dann direkt zu Mirka Ich konnte es dir nicht sagen, Mirka.

Ich kannte dein Wesen. Du hättest mir den Tötungswunsch ausgedrückt, du hättest ihn mit deinen Worten in mir erstickt.

Doch ich wusste: ich musste es tun.

Ich hatte es schon zu häufig in Gedanken vollzogen.

Ich musste die Dämonen an meinen Vater zurückgeben...

Mirka: *leise* Du hast es getan?

Daniel: *antwortet mit einem flüchtigen Nicken.*

Wieder eine Stille.

Doch es geschah anders –

Er war kurz und banal.

Gleich nach den ersten Schlägen kippte der
Stuhl.

Dann starrten mich zwei leblose Augen an.

Ein Herzschlag.

Er litt nur für diese wenigen Augenblicke.

Erneut eine Stille.

Mirka: Daniel – du hättest mit mir sprechen können
– jederzeit.

Ich hätte dich nicht verurteilt.

Auch ich habe gelitten.

Doch sehe ich dieses Leiden und vergleiche es
mit deinem...

Sie kommt ganz zu ihm.

Kauert auf dem Boden vor ihm.

Ich hätte ein gesundes Kind zur Welt bringen
können.

Doch in meiner damaligen Verzweiflung tat
ich etwas Unsägliches: Ich stürzte mich
zweimal die lange Treppe im Haus hinunter.

Ich hoffte, das Kind so verlieren zu können.

Dann wurde es doch geboren.

Ich hoffte auf eine Totgeburt.

Doch das Kind atmete – wenn auch mühsam.

Es hatte mit dem Sturz schwere Kopfverlet-
zungen erlitten.

Es war blind. Es nahm meine Brust nicht an.

Die Arme waren verkrüppelt.

Die Ärzte sagten mir, es würde niemals ein
normales Kind werden können.

Und doch musste ich an ihm – diesem verkrüppelten Wesen, das ich nicht lieben konnte – meine täglichen Mutterpflichten erfüllen.

Daniel – willst du die ganze Wahrheit wissen?

Elisabet: Sag es ihm nicht – Mirka.

Mirka: Es starb mit zwei Jahren –

als ich es im Schlaf, während es an meiner Seite lag, mit meinem Körper erdrückte.

Willst du die ganze Wahrheit wissen?

Du hast einen sadistischen Menschen umgebracht, der dein Leben und das deiner Mutter zerstört hatte.

Ich tötete ein hilfloses, unschuldiges Kind.

Elisabet: Mirka – mach Schluss mit all diesen Selbstanklagen!

Jeder Mutter kann dies widerfahren, dass sie sich während des Schlafs ungeschickt wendet und am Morgen ein totes Kind vorfindet.

Mirka: Ach Großmutter – alles willst du mit Verstehen und Liebe sehen...

Es kommt aus deinem Herzen und du meinst es auch echt.

Doch manchmal muss man auch schonungslos das ganz Schwarze sehen.

Ich gucke in mich hinein – und dann sehe ich dieses Schwarze, dieses ganz Schwarze in mir.

Ich wollte, dass dieses Kind nicht mehr lebt.

Ich glaubte, mich von einer unerträglichen Last zu befreien.

Doch Nacht für Nacht verfolgt mich das Bild.

Diese inneren Augen, die es doch Nacht für Nacht sehen, lassen sich nicht schließen.

Ein Schluchzen beginnt sie zu schütteln.

Großmutter – deine wohlwollenden tröstenden
Worte können es nicht verschwinden lassen.

Sie trösten mich nicht.

Ich schließe die Augen und ich sehe und fühle
mich in einem inneren Feuer.

Daniel: *murmelt* Ja – das ist es.

Dieses innere Feuer, das brennt.

Es ist Hass und Selbsthass zugleich.

Die inneren Dämonen fachen es immer aufs
Neue an.

Ihr Triumph ist es, wenn wir hassen.

Und oft, zu oft verlieren wir dieses Spiel.

Elisabet: *winkt Mirka zu sich.*

Mirka, komm zu mir.

*Als Mirka kniend zu ihr rückt, deutet sie auf
ihren Schoss: Mirka soll ihren Kopf hineinle-
gen.*

*Mirka folgt der Aufforderung, immer noch
leise schluchzend.*

Die Großmutter streichelt ihr Gesicht.

Mirka – mein liebes, mein gutes Kind.

Mein Enkelkind. – Ich darf dies doch sagen,
auch wenn ich nicht deine leibliche Großmut-
ter bin?

Wir alle haben eine Wesensseite, die hell ist
und leuchtet.

Wir alle haben eine Wesensseite, in der sich
unsere Schatten sammeln.

Manchmal schwarze, sehr finstere Schatten.

Wir müssen sie erkennen und anschaun -

doch uns nicht von ihnen faszinieren und in Bann ziehen lassen.

Die Schatten können ihre eigene Faszination entfalten.

Wenn wir es zulassen, dann unterliegen wir ihnen ganz.

Sieh auf das Helle in dir, das reichlich vorhanden ist – und meinst du, es inmitten der Schatten nicht mehr sehen zu können: Ich sehe es.

Ich weiß es, weil ich dich von deinen Mädchenjahren an kenne. Und nichts und niemand wird mich je dafür blind machen können.

3. Szene

Frank hat sich bei den abschließenden Worten der Großmutter mit seinem Radio in die linke hintere Ecke zurückgezogen, weiter das Gerät an sein Ohr haltend.

Jetzt steht er auf.

Frank: Schon über längere Zeit eine Windflaute.

Jedenfalls facht im Moment kein Wind die Flammen mehr an.

Die Löschfahrzeuge rücken gegen die Brandherde vor.

Es geht nur Meter für Meter.

Vater – ich will hinaus und sehn, was geschieht.

Was mit den Nachbarhäusern geschehen ist.

Gunnar: Die Feuerwand ist nicht näher gerückt.

Doch noch immer sehe ich sie.

Unverändert nah und bedrohlich.

Wir sollten den Moment nicht verpassen, in dem es vielleicht doch einen halbwegs sicheren Fluchtweg gibt.

Gut. Gehen wir.

Zu den drei anderen.

Wir kommen, wenn wir mehr erfahren haben, zurück.

Er und Frank verschwinden rechts über die Kellertreppe.

Elisabet: Sie müssten nicht aufbrechen.

Hier drinnen wären sie sicherer.

Gut, wenn sie es selbst so entschieden haben...

An Mirka gewandt, die währenddessen neben Daniel Platz auf einem Koffer genommen hat

Ich will meine Sätze von eben noch fortführen, liebe Mirka.

Viele tragen, auch wenn wir es gar nicht sehen, eine innere Hölle mit sich herum, oft über Jahre, manche ein ganzes Leben.

Du hast von deiner gesprochen.

Wie Daniel eben von seiner gesprochen hat – dieser so wirklich grauenhaften.

Und du kennst die innere Hölle deines Stiefvaters. Immer ist er für einige Monate „trocken“, dann greift er doch wieder zur Flasche.

– Zweimal in seinem Leben hat er die Ehefrau verloren.

Und auch dein Stiefbruder... Er war vier, als er seine leibliche Mutter verlor, an die er sich kaum noch erinnert. Doch die Psyche vergisst nichts. – Auch er kämpft mit einer Hölle in sich: Er ist mit all seinen Lebensprojekten gescheitert, er spürt, ein Versager zu sein. Er führt einen täglichen Kampf mit dem Empfinden seiner eigenen Wertlosigkeit.

Er vergeht wieder eine Zeit der Stille.

Wie immer zuckt vor den Kellerfenstern das Licht der Flammen gespenstig auf und ab.

Man hört das Knistern. Und wieder stürzt nun mit Krachen auch ein Baum.

Du magst fragen, was mich so sicher macht, dass ich diesen Kellerraum für unseren besten Schutz halte...

Es hängt mit einem Geheimnis dieses Kellers zusammen. Etwas von Kostbarkeit wie zugleich von Schrecken. Etwas von großer Macht.

Es hängt mit der Tür zusammen, an der du soeben gelauscht hast.

Mirka: Ich hörte nichts.

Elisabet: Doch von mir weißt du, dass es nicht immer stumm dahinter ist.

Mirka: Ich habe dich häufiger danach gefragt.

Immer hast du geantwortet, dass du darüber nicht reden willst – oder darfst.

Elisabet: Ja, das gab ich zur Antwort...

Mirka: Gilt es noch immer?

Elisabet: *hält den Kopf wieder gesenkt, man spürt, dass die Antwort ihr schwer fällt.*

Daniel: Ich möchte, dass Mirka noch etwas von mir erfährt.

Ich habe von den Grimassen gesprochen, den „bösen Augen“, die ich in der Dunkelheit sah. Waren es wirkliche Dämonen?

Gibt es das: Dämonen?

Oder waren sie selbstgeschaffen? -

Jedenfalls: Ich fürchte sie jetzt nicht mehr – nicht in der Art meiner früheren Furcht.

Und auch Mirka soll wissen, dass ich sie mit dieser schwarzen Furcht, die ich fühlte, nicht mehr anstecken und selber vergiften kann.

Denn auch deshalb bin ich damals gegangen.

Doch etwas musste geschehen. -

Ich hatte meinen Vater getötet.

Es war ein schnelles Sterben – so schnell, als hätte sich mein Vater vor mir auf die Flucht gemacht und selbst in den Tod gestürzt.

Wie auch immer: Ich hatte es ausgelöst.

Von dem Geld, das er bei sich trug und das ich anschließend an mich nahm, konnte ich noch gut zwei Monate leben.

Dann ging es zur Neige.

Ich machte mir keine Sorgen. Denn an ein Weiterleben dachte ich ohnehin nicht. –

Was du wahrscheinlich nicht wissen wirst, Mirka: Ich hatte dich in diesen Tagen noch zweimal anzurufen versucht.

Doch am Telefon meldete sich jedes Mal nur dein Stiefvater oder auch Frank.

Mir schlug eine Wolke von blankem Hass entgegen. Man drohte mir: mich nie wieder

bei ihnen blicken lassen; man würde augenblicklich die Polizei rufen.

Man sagte mir dies auch über dich: dass auch du nur noch Hass und Zorn mir gegenüber fühlen würdest.

Ich suchte mir einen abgelegenen Platz im Wald.

Ich stellte das Essen ein.

Dann auch das Trinken.

Nach Tagen erschien es mit plötzlich für Augenblicke, als ob ich über mir schwebte.

Ich dachte: Das ist es. So beginnt meine Reise in den Tod.

Ich fühlte keine Angst. Was ich fühlte, war Neugier und eine unbestimmte Erwartung.

Schließlich geschah etwas Wunderbares.

Es berührte mich auf eine Art, dass ich wusste, ich würde niemals darüber sprechen können.

Ich versuche es auch jetzt nicht.

Vielleicht dass ich einmal die Worte dafür finde, ohne es zu zerstören. Jetzt habe ich sie noch nicht.

Ich musste in meinen Körper und in dieses Leben zurück.

Doch ich wusste, ich hatte ein Licht in mir, das die Dämonen fürchten - das sie verbrennt, wenn sie mir zu nahe kommen, genau wie Motten im Licht einer Kerze verbrennen.

Ich erzähle dies, weil Mirka es wissen soll.

Sie muss nichts mehr fürchten, wenn ich in ihrer Gegenwart bin.

Wäre es anders, ich hätte keinen Versuch gewagt, noch einmal zurückzukommen.

Mirka: Danke, Daniel.

Und vielleicht hast du es vorhin gefühlt:

Als du den Bericht über deine Kindheit beendet hattest, das schwere Trauma all dieser Jahre, war aller frühere Groll bei meinem Stiefvater und Frank verschwunden.

Und ich denke mir: Er kehrt auch niemals wieder zurück.

Warum hast du, als wir uns kennen lernten, niemals zu mir darüber gesprochen?

Daniel: *schüttelt den Kopf* Mit dir?

Das sagte ich doch.

Ich fühlte dieses schwarze Gift meiner Furcht. Ich fühlte, es könnte auch dich in diesen Abgrund hinab ziehen.

Nein. Und da trug ich noch meinen Racheplan tief in der Seele.

Den durfte niemand stören.

Eine Stille.

Elisabet: *zu Mirka* Du hast mich gefragt, ob immer noch gilt, dass ich über jenes Erlebnis meines Bruders nicht reden darf.

Ich habe nachgedacht.

Ich spüre, es ist ein Moment, der besonders ist.

Da gibt es einige Schatten, die sich plötzlich aufzuhellen beginnen.

Lange verborgene Schatten.

Doch auch die bekannten hellen sich auf.

Draußen wütet ein Feuer.

Doch Feuer kann so sehr Zerstörung bedeuten, wie es zum anderen ein Feuer der Reinigung sein kann.

Was für ein Feuer ist es?

Ich habe mich entschieden, es als ein Feuer der Reinigung zu sehen. Und so werde ich reden.

Sie sieht, dass sich Mirkas Hand vorsichtig zu der Daniels streckt.

Sie lächelt.

Daniel antwortet Mirka mit einem scheuen Blick, der doch schnell strahlend wird.

Auch er greift nach ihrer Hand.

Ich sagte, mein Bruder war zwölf, als er durch diese eiserne Tür treten konnte.

Natürlich hört es sich an wie ein Traum, was er danach berichtete.

Heute denke ich anders darüber.

Mein Bruder erzählte:

Die Treppen führen noch ein weites Stück in die Tiefe hinab.

Doch am Ende erkennt man ein Licht.

Und wenn man es erreicht, befindet man sich in einem riesigen Spiegelsaal.

Viele Säulen darin. Und auch sie alle sind verspiegelt.

Mein Bruder hatte das starke Empfinden, er sei nicht allein. Und doch sah er niemanden.

Er ging ganz bis ans Ende des Spiegelsaals, wo er erneut an eine Treppe gelangte, die diesmal wieder hinaufführte – etwa mit der

gleichen Anzahl von Stufen, die er vorher hinabgestiegen war.

Dort stieß er an ein Fenster.

Er blickte hinaus und er sah einen blauen Himmel - einen Himmel allerdings in einem fremdartigen dunkleren Blau. Doch es gab gewöhnliche Wolken darin, weiße und rötliche.

Zweifellos war es dort Tag – auch wenn er keine Sonne erblickte.

Er sah eine Reihe von Bäumen. Alle hatten sie eine Besonderheit: Alle besaßen sie von der Wurzel an zwei Stämme, es waren sämtlich doppelstämmige Bäume, jeder Stamm mit einem eigenen Blätterdach.

Er stand lange an diesem Fenster und blickte hinaus. Ob es ein wirkliches Fenster war? Oder nur ein sehr lebendiges dreidimensionales Bild? Er selbst empfand alles, was er sah, als echt und lebendig.

Dann geschah etwas, das ihn faszinierte:

Am Horizont stieg langsam ein roter Mond auf. Ihm folgte ein kleinerer, hell und silbern funkelnder. Zwei Monde. Das hatte er noch niemals gesehen. Und mit diesem Moment begriff er endgültig, dass dies nicht unsere gewöhnliche Erde war.

Es war etwas anderes. Und wieder doch nicht so anders, dass es ihn völlig verwirrt und erschreckt hätte.

Sicher, alles in dieser Art Unbekannte hat einen Schatten von Bedrohlichkeit.

Es könnte eine Gefahr bedeuten. Dann muss man prüfen, ob das Bedrohliche möglicher Weise nur das Fremdartige ist.

Mein Bruder sagte mir, dass er es schließlich immer weniger als Bedrohung empfand.

Es war nur anders.

Hätte sich das Fenster öffnen lassen, so wäre er ins Freie gesprungen und hätte sich einen weiteren Einblick in diese fremde Umgebung verschafft. - Allerdings: Er konnte durch dieses Fenster hindurchgreifen. Und doch war es eine unüberwindbare Barriere für ihn.

Mirka: Und das alles will er hinter dieser Tür und am Ende dieser zweiten Treppe gesehen haben?

Elisabet: Denke es nicht so, wie du sonst denkst.

Denke dir eine Landschaft, die wie ein riesiges holographisches Bild ist.

Es ist so wirklich, wie du doch auch hindurchgreifen kannst.

Niemand kann dir sagen, was Realität ist. Auch die Physiker können es nicht.

Alles, was wir Realität nennen, ist, was unsere Sinnenorgane in ein Feld von Schwingungen und Energiewirbeln hinein zaubern.

Physikalisch gibt es nur dies: um einen unfassbar winzigen Punkt kreisende unfassbar riesige Hohlräume.

Eine veränderte Schwingung unserer Wahrnehmung könnte genügen, uns eine ganz andere Wirklichkeit sehen zu lassen.

Wäre diese andere Wirklichkeit echt?

So sehr wie unsere eigene echt ist.
 Wo befindet sie sich?
 Der Ort ist nicht von Belang.
 Der veränderte Ort ist nur die Folge der ver-
 änderten Schwingung.
Jetzt an beide gewandt Könnt ihr mir folgen?
 Gewiss könnt ihr dies!
 Wenn ein steinzeitliches Semester, wie ich es
 bin, dies kann, dann könnt dies ihr Jungen erst
 recht.
 Ich bewahre eine gewisse Vorsicht gegenüber
 bedeutungsschweren Worten.
 Doch manches Mal sind sie nicht verkehrt.
 Sagen wir es so: Mein Bruder hatte, an diesem
 Fenster stehend, den Blick in ein Paralleluni-
 versum geworfen.
 Dies zumindest müsste ein euch vertrauter
 Begriff sein.
 Die heutigen Wissenschaftler können sich
 Dutzende solcher Paralleluniversum vorstellen.
 Bleiben wir bei dem einen.
 Dieses eine lernte schließlich auch ich noch
 genauer kennen.
 Wollt ihr es hören?

Mirka: Ein bisschen schwindelig ist mir schon da-
bei.

Elisabet: *lächelnd* Und das obwohl Daniel inzwi-
schen fest deine Hand hält?
 Sieh ihn dir an. Er selber nimmt es gelassen.
 Gut – ein bisschen verwirrt war auch ich.
 Verwirrt, vielleicht sogar schwindelig.
 Etwas Schwindelig-Sein ist nicht verkehrt.

Wenn man es bloß nicht damit übertreibt.
Also: Wenn dieses Fremde dann schließlich doch nicht bedrohlich und schreckenerregend ist - nimm es an, wie es ist.

Freilich: Sei immer gefasst auf noch etwas Neues, Überraschendes...

In diesem Moment kippt erneut das hinterste der drei Bretter und knallt auf den Kellerboden.

Daniel tauscht unruhige Blicke mit Mirka.

Dann erhebt er sich und geht vorsichtig wieder zur Stelle des umgekippten Brettes.

Er verschwindet hinter den beiden noch stehenden Brettern; ganz offensichtlich will er dabei an die Tür.

Man hört sein Klopfen.

Mirka: *jetzt doch in Angst* Jemand klopft.

Daniel: *erscheint wieder* Das Klopfen war ich.

Er blickt noch einmal hinter sich.

Nichts dort. Kein Laut. Nichts.

Er stellt das Brett zurück an seinen Platz.

4. Szene

Gunnar und Frank kommen zurück über die Kellertreppe, beide haben sie eine prall gefüllte Tüte in der Hand.

Gunnar: Ein Nachbar würde uns ein Auto ausleihen.
Seinen Zweitwagen.

Die Straße scheint über die ersten hundert Meter, bis sie rechts in den Wald einbiegt, ohne Probleme befahrbar zu sein.

Frank: Doch noch immer gibt es keine Nachricht von denen, die mit ihren Autos losfuhren, manche schon vor eineinhalb Stunden.

Vielleicht liegt es an dem vom Feuer zerstörten Verteilermast, und sie können sich einfach mit ihrem Handy nicht melden...

Doch eineinhalb Stunden?

Gunnar: Wenn der Wind wieder dreht und sich die Feuerwand noch einmal näher bewegt, haben wir jedenfalls unser Fluchtauto.

Warten wir jetzt den Wind ab.

Sie nehmen Platz.

In den zwei Beuteln, die sie nun öffnen, haben sie Essen aus dem Kühlschrank mitgebracht: Hühnchen-Brust, Schinkenscheiben, Käse, Gemüse und Milchshakes.

Der Kühlschrank in der Küche arbeitet immer noch einwandfrei.

Gunnar und Frank verteilen alles Mitgebrachte auf Tellern - von denen sich jeder bedienen kann.

Frank: Einer kehrte auf der Straße wegen des Feuers um und kam wieder zurück.

Er sprach von vielen niedergebrannten Häusern, aus denen sich die Menschen geflüchtet hatten. Ein trauriges Bild. Manche wühlten noch fassungslos in den qualmenden Resten ihrer früheren Zimmer.

Zu diesem Zeitpunkt funktionierten die Handys noch.

Für die, die durchkamen, zu Fuß, hat man Notunterkünfte eingerichtet, sie werden mit allem versorgt. Ärzte, Krankenschwestern, Psychiater und Seelsorger, katholische Pfarrer wie evangelische.

Für jeden das, was er braucht.

Er beißt in sein halbes Hühnchen.

Manche haben alles verloren.

Viele haben ihre Haustiere zurücklassen müssen: Kaninchen, Hühner, Kanarienvögel und Papageien.

Sie müssen fürchten, dass sie alle verbrannt sind.

Einige hoffen noch.

Hunde und Katzen haben sie fast immer mitgenommen – die sind so wichtig wie es ihnen ihre Papiere und Sparbücher sind.

Gunnar und Frank langen weiter kräftig zu.

Auch Daniel und Mirka haben sich einen Teller gegriffen und füllen ihn mit dem, was zum Essen auf dem Tisch liegt; Mirka füllt zusätzlich einen Teller für Elisabet.

Dann kehren beide, Daniel und Mirka, auf ihre früheren Plätze neben Elisabet zurück.

Elisabet: Mirka – habe ich dir jemals erzählt, dass ich katholisch aufgewachsen und erzogen bin? Ich nahm diese Sache damals sehr ernst. Ich durfte kein Messdiener sein, wie manche Jungen es waren. Ich beneidete sie darum.

Doch ich ließ keinen Gottesdienst aus. Das hätte meine Eltern auch schwer verstimmt. Ich sang im Kinderkirchenchor. Und es war für mich selbstverständlich, vor jeder Mahlzeit, zu Haus oder auch anderswo, zu beten.

Unvorstellbar, sich so ohne ein Gebet einfach über ein Essen zu stürzen. Das taten nur Tiere. *Ihr Blick wandert flüchtig zu Gunnar und Frank, versteckt lächelnd, doch nicht wirklich mit Kritik.* Anders als die Tiere weiß man als Mensch, dass man dem Herrn für jedes Essen zu danken hat.

Auch jeden Abend vor dem Einschlafen betete ich. Nicht nur, wenn die Eltern an meinem Kinderbett saßen. Es war fest eingeübt, ich hätte dieses Beten nie ausgelassen.

Dann kam die Pubertät. Und damit kamen die ersten Zweifel.

Du weißt, dass jedes korrekt erzogene katholische Kind zur Beichte muss.

Was hat es zu beichten? Seine Sünden.

Seine Lügen und seine schlechten Gedanken.

Manchmal musste man etwas erfinden.

Dann war es schon wieder eine Sünde – doch diese beichtete man nicht.

Das Schlechte – das war vor allem jeder sündige Gedanke.

Und das Sündige - das war: was dem Körper Freude bereitete – vor allem die heimliche, die ganz eigene und intime Freude.

Vor allem von diesen Freuden wollte der Pfarrer hören. Und besonders liebte er die Freuden

und heimlichen Sünden pubertierender Mädchen, das merkte ich schnell.

Er verbot mir, weiterhin auf einen Ast zu klettern, auf dem ich gern schaukelte.

Von Woche zu Woche wuchs mein Protest.

Als ich fünfzehn war, war es so weit:

Ich sagte meinen Eltern, ich werde die Kirche verlassen und vor allem würde ich nie mehr zur Beichte gehen.

Es gab in der kleinen Stadt auch einen evangelischen Pfarrer und eine evangelische Kirche.

Da ging es ganz ohne Beichte.

Zu diesem Pfarrer und zu dieser Kirche wollte ich.

Für meine Eltern brach der Himmel zusammen. Und es führte zu einem Aufruhr in unserer ganzen Nachbarschaft.

Eine Abtrünnige, eine verlorene Seele, die sich blind und aus freien Stücken in die Qualen des ewigen Fegefeuers stürzte.

Ich tat es trotzdem. Ich setzte mich durch.

Auf der anderen Seite wurde ich mit einem kleinen stillen Jubel empfangen:

Man hatte dem gegnerischen Lager eine Seele abgejagt.

Auch hier ging es viel um Gebete und fromme Lieder – und doch war es weniger feierlich und manchmal sogar etwas lustig. Der Pfarrer und seine Frau feierten prächtige Sommerfeste mit uns, bei denen es Schokolade und selbstgebackene Kekse regnete.

Sechs Jahre war ich gläubige Protestantin.

Dann meldete sich auch hier mein Verstand.
Wie, fragte ich mich, funktionierte das mit der jungfräulichen Geburt?

Was gefällt einem Vatergott daran, dass man seinen Sohn unter grässlichen Schmerzen kreuzigt und warum brauchte er dies, um sich mit der Menschheit wieder zu versöhnen, die er doch selbst erschaffen hatte?

Wie funktioniert eine „Auferstehung am Jüngsten Tag“? - dann, wenn alle Körper seit Jahrtausenden verfault sind und die Gräber ihre Besitzer und Beigesetzten unzählige Male gewechselt haben?

Keiner konnte mir darauf eine schlüssige Antwort geben.

Wie konnte Gott die Welt in sechs Tagen erschaffen, wenn die Wissenschaftler errechnet hatten, dass die Erde viereinhalb Milliarden Jahre alt war?

Wieder protestierte ich.

Ich protestierte so deutlich, dass man mich gehen ließ – oder um es anders und richtiger zu sagen: Man setzte mich, die Nervensäge, die ich war, vor die Tür.

Man versprach mir, man werde für mich beten, dass mich Gott wieder zur Einsicht bringe.

Das geschah nie, gegen diese Einsicht blieb ich bis auf meine jetzigen Tage immun.

Ich beschloss, Atheistin zu sein.

Damit lebte ich eine Zeit lang ganz gut.

Dann, während einer Reise nach Nordafrika, umwarb mich ein moslemischer Mann.

Ich verliebte mich in ihn und aus Liebe zu ihm, begann ich mit ihm den Koran zu beten. Bis ich den Koran dann selbst vollständig las. Seine wichtigste Botschaft sollte die Barmherzigkeit sein – und das war sie weitgehend auch; doch es gab scharfe, reißende Nägel darin.

Ich las: „Schlimmer als das Vieh sind bei Allah die Ungläubigen, die nicht glauben.“ Das hieß: „ungläubig“ waren auch alle Andersgläubigen – Christen oder Buddhisten. Ich las: „Die Ungläubigen – verfolgt und tötet sie. Wer den Gesandten Allahs kränkt, dem soll sein schmerzliche Strafe.“ Ich las: „Diejenigen Frauen, deren Widerspenstigkeit ihr fürchtet, warnet sie, verbannet sie in die Schlafgemächer und schlagt sie.“

Ich sah ein, dass ich mich von meinem geliebten moslemischen Mann wieder trennen musste. Ihm brach es das Herz.

Doch durch ihn hatte ich einen alten Sufi-Meister kennen gelernt. Dieser Mann, auch er ein Moslem, war ein Vorbild an Weisheit und Großherzigkeit. Er lehrte mich heilige und doch blutvolle Derwisch-Tänze, die bis in die Ekstase führten – in eine Verschmelzung mit Gott, wie er es nannte.

Leider verstarb er ganz plötzlich. Und wieder war ich ganz auf mich selbst gestellt.

Die Derwisch-Tänze allein zu tanzen, gelang mir nicht. Die Ekstase blieb aus.

Doch auch in meinen Atheismus konnte ich nicht mehr zurückkehren. Ich hatte meinen Glauben an den Atheismus verloren, er fühlte sich kalt an und er ließ mich hungrig und leer. Jahre später saß ich als Novizin in einem buddhistischen Kloster. Eine Freundin, die seit ihrer Jugend streng meditierende Buddhistin war, hatte mich mit ihrer Überzeugung und begeisterten Hingabe angesteckt.

Wieder nahm ich es ernst, übte mich auf dem achtgliedrigen Pfad Buddhas, übte Achtsamkeit und die „rechte Rede“ und meditierte, um einzugehen in das Schweigen aller Gedanken und die vollkommene Leere, die als höchstes aller Ziele gepriesen wurde.

Wie es endete?

Auf einem Ausflug, der uns Novizen hin und wieder gestattet war, lernte ich meinen Mann kennen. Wir verliebten uns schon am zweiten Tag, und ich begriff, dass ich für die vollkommene Leere und ein Nirwana noch nicht reif war.

Ich liebte das Leben. Ich liebte gute warme würzige Mahlzeiten, ich liebte es, nackte Haut zu streicheln, und ich liebte die Liebe. Ich liebte Umarmungen und Küsse. Und aus diesen Umarmungen und Küssen sind meine Kinder entstanden und somit auch meine Enkel, von denen ich vier weitere habe, wie du weißt, und an denen ich mich freuen darf.

Ich betrachte jene Jahre meiner spirituellen Suche nicht als vertane Zeit. Sie lehrten mich, dass ich keine Kirche und keine Klöster brauche, um mich Gott nahe zu fühlen – nur die Liebe.

Und sie lehrten mich auch, dass jede Religion ihre leeren Schwätzer hat wie doch ebenfalls ihre wunderbaren Menschen – wenn man mit offenen Augen blickt und sie sucht.

Gunnar: *der währenddessen, wie auch sein Sohn Frank, Unmengen von Fleisch, Käse und Gemüse verschlungen hat und nun die Teller auf die Mitte des Tisches zurückschiebt, erhebt sich und geht wieder an eines der Kellerfenster.*

Es gefällt mir nicht, was ich sehe...

Das Feuer rückt nicht näher – genauso wenig wie es sich wieder verzieht.

Es scheint wie vor unserem Gartenende erstarrt.

Auch Frank erhebt sich und geht wieder an eines der Fenster.

Was hat es vor?

Ich traue dem Frieden nicht.

Und für mich sieht es nicht friedlich aus – nein, bedrohlich.

Er nimmt noch einmal einen kräftigen Schluck aus seinem Weinglas, das nun geleert ist; ebenso tut es sein Sohn.

Frank: Brechen wir auf?

Gunnar: Wir brechen auf.

Frank: Mirka, Großmutter – wir brechen auf.

Mirka, Elisabet und Daniel tauschen Blicke, dann verständigen sie sich flüsternd.

Elisabet: Wir bleiben.

Gunnar: Wie bitte? im Ernst?!

Elisabet: Wir haben eben beschlossen zu bleiben.

Frank: *starrt sie ungläubig an; dann starrt er seinen Vater an.*

Gunnar: *zuckt die Schultern* Wenn Großmutter sich etwas in den Kopf gesetzt hat, dann kriegt man es dort nicht wieder hinaus.

Du kennst sie. Mach erst gar keine Anstrengungen, sie umzustimmen.

Frank: *noch ungläubig* Doch auch Mirka -?

Mirka und Elisabet, dann auch Daniel flüstern wieder miteinander.

Gunnar: *tritt nah zu ihnen und horcht mit.*

Zu Frank Sie meinen nicht, dass es für sie gefährlicher ist, wenn sie im Keller bleiben.

Frank: *läuft noch einmal an eines der Kellerfenster, schaut hinaus.*

Er beendet es mit einem Achselzucken.

Er wendet sich wieder seinem Vater zu.

Gut. Dann greifen wir unsere Koffer.

Gunnar: *nickt; er greift sich zwei von den Koffern und eine prall gefüllte Tasche.*

Auch Frank greift sich zwei Koffer und eine Tasche.

Beide verschwinden, während man sie unter der Last leise ächzen hört, über die Kellertreppe nach oben.

Elisabet: *ihnen nachblickend* Ich kann sie nicht festhalten.

Wenn sie entschlossen sind, sich ins Auto zu setzen, dann sollen sie es tun.

Mirka: *schiebt ihr noch einmal den von ihr selbst zubereiteten Teller zu Omi! Du selbst hast bisher kaum etwas gegessen.*

Elisabet: *den Teller betrachtend* Du hast es sehr liebevoll zubereitet, Mirka.

Sie greift sich ein kleines Salatblatt und steckt es sich in den Mund.

Verzeiht ihr beiden – wenn ich eben etwas zu viel und zu lange geredet habe.

Mirka: Nein, es war spannend – wie immer, wenn du etwas erzählst.

Elisabet: *abwinkend* Wie ein nicht endenden Wasserfall...

Doch ihr werdet verstehen, dass ich unser Gespräch, wie wir es zuvor führten und noch nicht ganz beendeten, nicht fortführen konnte. Nicht in Gesellschaft dieser zwei Männer.

Sie wirft einen Blick zu den Kellerfenstern.

Leise Die Feuerwand rückt nicht näher.

Ich weiß es, dass sie dieses Haus nie erreichen wird.

Noch leiser, einen Moment wie im Selbstgespräch Ich sollte die beiden Männer zurückrufen...

Sie begeben sich unnötig in Gefahr.

Sie greift wieder ein Salatblatt.

Mirka: Nicht immer nur den Salat.

Sie streckt ihr eine gerollte Schinkenscheibe zu.

Und dein langer Vortrag war herrlich.

Wie kannst du ihn selbst so herabsetzen?

Er war voll von Weisheit und Liebe.

Sie blickt auf Daniel, der mit freundlichen Augen zurücknickt.

Du blickst immer nur auf den Menschen selbst, auf sein Herz, nicht auf das, womit er sich selbst einen Mantel voller Abzeichen und Orden umgehängt hat, mit denen er seine Besonderheit und Würde zeigen möchte.

Ganz wunderbar hast du eben gesprochen, liebe Omi!

Wieder blickt sie auf Daniel, der zurücknickt.

Elisabet: *die inzwischen auch ein Stück von dem gerollten Schinken abgebissen hat* Es erleichtert mich, liebe Mirka, wenn du so sprichst.

Manchmal weiß ich nicht mehr so sicher, ob ich mich beim Reden noch völlig unter Kontrolle habe.

Ach, wenn man so in die Jahre kommt...

Sie hat ihr Schinkenstück fertig gekaut.

Wollen wir zu unserem früheren Thema zurückkehren?

Mirka: Oh gerne, ja!

Sie schiebt Elisabet die zweite Hälfte des gerollten Schinkenstücks in den Mund.

Du sagst, du hast es noch gar nicht zu Ende erzählt?

Elisabet: Noch lange nicht...

Es hat gerade erst angefangen.

Doch muss ich euch vorwarnen: Für das Folgende müsst ihr starke Nerven bewahren.

Ich werde euch erzählen, was mir – Jahre nach dem frühen Tod meines Bruders – selbst widerfahren ist.

Ihr wollt es hören?

Mirka blickt auf Daniel.

Daniel nickt.

Mirka: Unbedingt, liebe Omi, wollen wir die ganze Geschichte hören.

Zu Daniel Und gut dass wir so eng beieinandersitzen.

Ich greife deine Hand und du meine – falls es doch plötzlich zu gruselig wird.

Doch da geschieht es schon: Beide greifen sich bei den Händen.

Elisabet: *sieht es mit leisem Lächeln* Gruselt es euch schon im Voraus?

Mirka und Daniel sehen sich an.

Sie schütteln den Kopf.

Daniel: *blickt zur hinteren linken Ecke* Aber wenn noch einmal eines der Bretter kippt, dann frage ich mich doch, wieso dies geschieht.

Das letzte habe ich stabil wieder hingeschoben.

Alle stehen stabil.

Elisabet: Es ist das erste Mal, dass eines der Bretter kippt...

Warum? Darauf habe auch ich keine Antwort.

Mirka: *zu Daniel* Wollen wir sie nicht erst einmal ihren Teller leer essen lassen?

Sie hat ein zweites Stück des gerollten Schinkens gegriffen und hält es Elisabet vor den Mund.

Elisabet: Das ist lieb gemeint, ihr meine zwei Lieben!

Doch ich verhungere nicht so schnell.

Aber gut – wenn ihr darauf besteht.

Sie lässt sich das Schinkenstück in den Mund schieben – diesmal gleich das ganze.

Mirka: *hat mit dem Blick auf die linke hintere Ecke etwas auf dem Boden entdeckt* Frank hat sein Radio dort in der Ecke stehen lassen.

Sie läuft kurz entschlossen hin, setzt sich, nimmt das Radio auf ihren Schoß und schaltet es ein.

Es soll Elisabet Zeit lassen, ruhig von ihrem Teller zu essen.

Der zuvor gehörte Sender allerdings hat sich verschoben. Man hört nur ein unklares Stimmengewirr.

Sie muss den Sendersuchlauf erneut betätigen, um einen klar verständlichen Sender zu finden.

Da findet sie ihn:

Man hört das Spiel einer Geige und einer Oboe, die Geige jubelt in virtuoson Höhen, die Oboe spielt in tieferen Lagen, tröstlich und wie zarte kunstvolle Girlanden flechtend.

Elisabet isst.

Mirka lauscht in plötzlicher Faszination.

Diese Oboe –

die habe ich selbst einmal spielen wollen.

Doch als ich es probierte, als noch kleineres Mädchen, brachte ich nur quakende Geräusche hervor. Nicht anzuhören!

Ich wagte keinen zweiten Versuch.
Sie lauscht weiter, in Faszination.
Dann wechselt sie plötzlich den Sender.
Erneut ertönt eine Country-Musik, die sie
doch nicht länger festhält, Frank hat sie in-
zwischen zu häufig spielen lassen.
Sie wechselt den Sender erneut.
Aus dem Radio erschallen Takte einer „Hea-
vy-metal“-Musik.
Es dröhnt, es schabbert und rockt.
Auch diesmal berührt sie etwas mit Faszinati-
on – wie zugleich einem leisen Schrecken; der
Übergang von dem samteneu Spiel der Geige
und der Oboe kommt zu unvermittelt, zu
schlagartig, zu dröhnend, zu dunkel.
Plötzlich hört man das metallene Geräusch
eines sich im Schloss bewegenden Schlüssels.
Mirka bemerkt es. Schreiend springt sie auf.
Das Radio rutscht ihr aus der Hand, die
„Heavy metal“-Musik spielt am Boden weiter.
Es folgt ein weiteres Geräusch: das einer ins
Schloss fallenden Tür.
Mirka schreit erneut.

Daniel: *verlässt seinen Platz und beeilt sich zu ihr.*
Er legt ihr den Arm um die Schulter, um sie zu
beruhigen.
Doch auch er selbst ist unangenehm berührt.
War dies eine zufallende Tür?
Stand diese Tür für einen Augenblick offen?
Immer noch dröhnt die Heavy-metal-Musik.
Daniel stellt das Radio aus.
Er geht zu den Brettern, blickt dahinter.

Alles still wieder.

Nichts. Nichts...

Elisabet: Ich bedanke mich.

Ich hatte inzwischen die Zeit, gut zu essen.

Kommt zurück, Kinder!

Kommt wieder auf eure Plätze.

Mirka und Daniel kehren zurück.

Elisabeth blickt zu den Brettern.

Sie spricht gedämpft. Genauso hat es damals bei mir begonnen...

Diese Geräusche, die von jener Tür kamen.

Es war damals noch kein Brett davor gestellt.

Sie macht eine Pause

Dann standen sie plötzlich in diesem Keller-
raum...

Ihr seid sicher, ihr wollt die Geschichte hören?

Mirka und Daniel sehen sich wieder an.

Sie nicken.

5. Szene

Elisabet: Es geschah dreiundzwanzig Jahre nachdem mir mein Bruder seine so sonderbare und geheimnisvolle Geschichte erzählte.

Ich hatte mein Bett für einige Tage in diesen Kellerraum verlegt, um Platz für ein paar von fern angereiste Gäste zu haben.

Am zweiten Morgen erwachte ich und ich hörte ein Geräusch von der Tür.

Sie zeigt in die Ecke. Jener Tür.

Ich richtete mich auf, blickte angestrengt, wartete.

Es geschah kein zweites Mal.

Ich schlief wieder ein.

Dann erwachte ich wieder.

Sie schweigt und zögert wieder fortzufahren.

Ich habe die folgende Geschichte noch nie einem anderen Menschen erzählt.

Denn ich wusste, was man mir sagen würde:

Dass ich dies alles geträumt haben müsste.

Genauso wie ich es meinem zwölfjährigen Bruder sagte –

wobei ich doch Unrecht hatte.

Ich weiß, wie schwierig es ist, eine Geschichte wie diese zu akzeptieren...

Sie atmet tief durch.

Trotzdem - ich möchte mit euch beiden einen Versuch machen.

Nochmals atmet sie tief durch.

Als ich diesmal erwachte und wieder die Augen aufschlug, blickte ich in ein Gesicht, das sich über mich beugte – ein altes, gütig lächelndes Gesicht.

Es standen noch zwei andere Wesen im Raum. Das zweite so wie das erste: alt, gütig lächelnd. Ich sage „alt“, obwohl ihre Haare nicht grau waren und ihre Gesichter fast faltenlos.

Warum fühlte ich, dass sie alt waren?

Es war einfach etwas in ihrem Wesen, das mir sagte, sie wären alt.

Das dritte Wesen war anders.

Auch eine menschenähnliche Gestalt – doch über den Kopf und den Nacken zog sich eine geschuppte Haut, als wäre es ein Reptil.

Auch die Nase war sonderbar flach – nicht, dass es nur zwei Löcher gewesen wären, doch auch sie war ähnlicher der eines Reptils.

Ich erfuhr bald mehr darüber, was es mit diesem dritten Wesen auf sich hatte.

Doch zunächst etwas über die zwei anderen – die von Menschen auf den ersten Blick kaum zu unterscheiden waren.

Ihre Haut war etwas farblos, bei dem zweiten Wesen erschien sie mir fast wie ein helles Grau. Ihre Köpfe hatten einen asketischen Zug, sie waren länglich und groß, ihre Lippen fein geschwungen und schmal, und die Ohren hatten eine faltenreiche Innenstruktur, wie ich sie noch niemals gesehen hatte.

Obwohl sie mir so fremd waren und ich nicht wusste, zu welchem Zweck sie hier so plötzlich aufgetaucht waren, fühlte ich wenig Furcht.

Am wenigstens vor dem Wesen, das Züge eines Reptils hatte, doch sonderbar gebeugt ging und schwach und fast mitleiderregend wirkte.

Seine Haut war grünlich, es trug ein dunkelbraunes Gewand, und ich erinnere mich darüber hinaus, dass es eine schwarze rechte Hand hatte, die aussah, als sei sie verkohlt.

Es war ein weibliches Wesen, wie ich intuitiv spürte.

Die beiden anderen waren ein Mann und eine Frau, auch dies spürte ich mehr intuitiv, denn in ihrer Bekleidung unterschieden sie sich kaum. Diese Bekleidung war ein gelbes seidig-schimmerndes Hemd und ein dunkelblauer offener Umhang mit vielen weiß eingezeichneten Mustern, die mir sämtlich fremd waren. Was sie an Hosen trugen, kann ich nicht mehr sagen. Beide hatten schulterlanges helles Haar.

Sie sprachen mit mir – allerdings nur diese zwei. Das Wesen mit den Reptil-artigen Zügen blieb stumm.

Ich fragte mich nicht, warum ich sie so problemlos verstehen konnte.

Sie sprachen einfach – und ich verstand jedes Wort.

Sobald sich in meinem Kopf eine Frage bewegte und ich sie aussprechen wollte, gaben sie schon die Antwort.

Sie konnten die Frage lesen. Sie lasen meine Gedanken.

Las ich meinerseits auch ihre?

Ich kann es nicht beantworten.

Damals meinte ich sicher, ich hörte sie.

Sie sinnt dem damals Geschehenen einen Moment schweigend nach.

Nun weiter mit dem, was sie mir mitteilten:

Sie sprachen von einer Welt – ihrer Welt – die in Not geraten war.

Sie hatten es selbst verschuldet.

Sie hatten große Teile ihrer Atmosphäre zerstört.

Es war durch eine besondere Art ihrer Kriegsführung geschehen.

Es gab zwei unterschiedliche Rassen in ihrer Welt. Die eine bestand aus halb reptoiden Wesen, die in der Minderzahl waren.

Minderheiten erleiden oft das Schicksal der Ausgrenzung und Unterdrückung.

So war es auch hier.

Bis jene halb reptoide Rasse sich zu wehren begann.

Intellektuell hatte diese Rasse kein Defizit, im Gegenteil. Auch sie hatten ihre hochkarätigen Wissenschaftler und ihre technisch weit fortgeschrittenen Labore.

Es existiert zu alledem noch eine Vorgeschichte, auf die gleich zu sprechen komme.

Die Wissenschaftler dieser halb reptoiden Rasse entwickelten als ein Kriegsmittel brennende Wolken. Diese Wolken konnten riesige Ausmaße haben – die eines ganzen Gebirges und noch darüber hinaus.

Wenn sie ihr Feuer über einer Stadt abregnen ließen, dann war alles Brennbares in dieser Stadt in kürzester Zeit zerstört.

Wenige Jahre später kämpfte die so angegriffene größere Rasse gleichfalls mit brennenden Wolken. – Die beiden Wesen, die zu mir sprachen, erklärten mir in Details, wie diese Feuerwolken funktionierten und warum sie als

Waffen so effektiv waren. Diese Einzelheiten doch habe ich vergessen.

Allerdings hatte sich mir ein Bild eingebrannt, das sie in meinen Kopf schickten: Es gab keinen blauen Himmel mehr, der Himmel war schwarz. Er blieb schwarz auch während des Tags und obwohl die Sonne wie immer darin leuchtete - doch nur wie eine Scheibe auf einer schwarzen Wand.

Wir Menschen sind uns dessen oft gar nicht bewusst: dass es unsere Atmosphäre ist, die für uns einen blauen Himmel erschafft. Bis auf jene blauen Lichtwellen filtert sie alle anderen Farben heraus – eigentlich ein großartiges, spektakuläres Phänomen, für das wir uns manchmal bedanken sollten.

Denkt an einen Himmel, der grün wäre. Oder Kamin-rot. Oder vollkommen weiß.

All dies hätte gleichfalls geschehen können.

Sicher, wir wären es dann gewohnt.

Doch es bleibt da die Empfindung in mir, dass die blaue Farbe für den Himmel die genau richtige ist.

Das freilich muss jeder für sich selbst beantworten.

Ich spreche wieder von den beiden Kriegsführenden Rassen.

Die brennenden Wolken veranlassten sie, Schutz unter der Erde zu suchen. Dort gab es riesige Hohlräume – Räume auch, in denen sie Reste ihrer Atmosphäre bewahren konnten.

In diesen Hohlräumen errichteten sie nach und nach ganz Städte.

Manche von ihnen blieben oben und versuchten, sich mit Glashäusern oder Häusern aus Metall zu schützen. Sie hatten Gebäude als riesige Speicher für die verbliebene Atmosphäre eingerichtet, die in Form eines dicht gepressten Gases so immerhin weiter verfügbar war.

Und einige Wissenschaftler arbeiteten daran, Atmosphäre künstlich wieder herzustellen. Doch mit diesen Versuchen hatten sie bisher keinen Erfolg.

Ohne Atmosphäre war es kalt geworden, auch auf den wärmeren Kontinenten.

Mehr und mehr mussten sie alles unter die Erde verlegen: ihre Gärten und Tierweiden. Den Wissenschaftlern war es gelungen, künstliche Nahrung aus Laborpilzen und Laboralgen zu erschaffen. Sie brauchten also ihre einstigen Gärten und Tierweiden eigentlich nicht – trotzdem fühlten sie es als einen Verlust.

Alles in allem war ihre Wissenschaft weit fortgeschritten. Und da gibt es etwas, das ich noch gar nicht erwähnte: Sie hatten, dank ihrer Wissenschaft, ihre Lebenszeit um das Dreifache verlängert. Es gab also sehr alte Wesen in beiden Rassen.

Ich bleibe bei den Wissenschaftlern. Es ereignete sich noch ein zweites Unglück, von dem ich berichten muss. Die Wissenschaftler der

Halbreptoiden arbeiteten an einem Virus, der – auf den Atemwegen in das Blut eindringend und so ins Gehirn – einen Zustand schwerer Schizophrenie auslösen konnte.

Sie waren sich nicht einig, ob sie diesen Virus jemals als Kriegswaffe einsetzen würden. Doch da geschah es von selbst: Bei einem missglückten Experiment verstreuten sich diese Viren ins Freie. Sie waren nun nicht mehr einzufangen. Sie drangen in die Gehirne der Halbreptoiden ein wie in die der anderen zahlenmäßig größeren Rasse der Weißhäutigen.

Es geschah, noch ehe sie ihre Atmosphäre zerstört hatten – und wahrscheinlich hatten diese Zustände einer immer wiederkehrenden Schizophrenie erheblichen Anteil daran, dass sie so leichtfertig die Existenz ihrer Atmosphäre aufs Spiel setzten.

Schizophrenie -: das ist ein nicht beeinflussbarer Wechsel der Bewusstseinszustände. Er kann sich in wenigen Minuten vollziehen. Das Wesen ist dann plötzlich wie ausgetauscht.

Im Fall dieser Wesen bedeutete es: In dem einen Zustand waren sie höchst aggressiv, sie handelten irrational und sahen sich von einer Welt von Feinden umzingelt; im anderen Fall fühlten sie eine wohlige Schläfrigkeit, in der ihnen jede Aggressivität vollkommen fremd war.

Etwas zwischen diesen wechselnden Bewusstseinszuständen gab es nicht mehr. Doch in dem zweiten, dem der friedlichen, wohligen

Schläfrigkeit, der über Wochen andauern konnte, bewahrten sie immerhin eine gewisse Vernunft und sie begannen wieder aufzubauen, was sie vorher zerstört hatten.

Warum sie mir dies alles erzählten?

Wartet noch. Auch darauf komme ich gleich zu sprechen.

Wie auch die meisten Völker unserer Erde hatten sie ihre Mythen. Mythen die in eine unendlich ferne Vorgeschichte zurückreichten.

Demnach hatten sie einmal auf einem Paradies-gleichen Planeten gelebt. Dort konnten sie alles allein mit Gedankenkraft erschaffen. Sie hatten zwei Sonnen – und hätten doch keine gebraucht. Denn der Planet leuchtete selber von innen.

Warum sie diesen paradiesischen Planeten verlassen mussten?

Man hatte sie ausgeschlossen – weil sie gleichgültig gegenüber seinen vielen Schönheiten und Wundern geworden waren. Sie vernachlässigten ihre Gärten, ihre Häuser, von denen sie viele in riesigen Gebirgslandschaften errichtet hatten, deren Gestein teils transparent war und wie Kristallglas funkelte.

Sie bereuten es schnell. Sie kannten auf jenem Planeten keine Krankheiten, keinen Tod. Das alles erlebten sie jetzt. Doch man hatte ihnen gesagt: dass man sie zurückholen würde. Sie stünden weiter unter Beobachtung, und mit ihrer eigenen Entwicklung würde die Entscheidung fallen, wann sie zurückkehren durften.

Dies war ihr Mythos.

Sie richteten sich in ihrer neuen Umwelt ein, zunächst auf einem primitiven Niveau. Die neu geborenen Kinder waren es nicht anders gewohnt, und auch in dieser anderen, so viel raueren Welt fühlten sich die meisten nach und nach heimatlich.

Von zerstörerischen Kriegen, die sie einmal führen würden, ahnten sie damals nichts. Und niemand störte sich daran, dass es zwei unterschiedliche Rassen gab. Man schloss sogar Ehen unter diesen beiden Rassen, dann gab es Viertel- und Achtel-Reptoide. Und doch blieben solche Vermischungen eher die Ausnahme.

Sie geht plötzlich an eines der Kellerfenster und starrt eine Weile schweigend hinaus.

Sie kehrt an ihren Platz am Tisch zurück.

Wollt ihr noch mehr hören?

Könnt ihr noch weiteres ertragen – auch wenn es mehr und mehr eine Zumutung sein sollte?

Daniel: *spürbar in eine gewisse Unruhe und Anspannung versetzt* Ja, erzähle weiter!

Erzähle!

Elisabet: Sie waren jetzt in ihrer Schizophrenie gefangen.

Sie hatten den größten Teil ihrer Atmosphäre zerstört.

Ihre Schizophrenie bedeutete: dass sie in Zustände gerieten, in denen sie selbst in erhöh-

tem Maß zerstörerisch wurden. Ihre Gedanken waren dann dunkel und feindselig.

Wechselte ihr Zustand, so konnten sie ihr Verhalten nicht mehr begreifen.

Sie bereuten, sie fühlten Scham. Sie empfanden nachträglich, sich in Monster verwandelt zu haben. Dann waren sie in einem Zustand der Reuegedanken und Schamgefühle gefangen. Sie fühlten es wie ein inneres Brennen – sie fühlten es als eine Schuld, obwohl ihre Taten in diesen Zuständen doch außerhalb einer klaren Besinnung geschehen waren.

Sie hatten mir von ihren unterirdischen Städten erzählt. Jede größere der unterirdischen Siedlungen besaß einen Spiegelsaal – genau in der Art, wie ihn bereits mein Bruder beschrieb. Dort gab es Spiegel- und Kristallkammern, die eine besondere Brechung des Lichts ermöglichten. Dieses Licht gab eine intensive wie zugleich schmerzhaft Wärme ab, doch es verletzte den Körper nicht. Es zielte direkt auf die Seele und war in der Lage, die Schatten zu verbrennen, die sich darum gelagert hatten.

Es war eine Prozedur der Schmerzen, der sich viele doch immer wieder aussetzten.

Wie doch viele andere auch resignierten. Diese Resignation verwandelte sich zunehmend in eine innere Kälte, die dann wiederum zur Gewohnheit wurde. Nur entfernte sich dabei aus ihnen auch alles „Menschliche“ – ein Wort, das ich hier behelfsweise einsetzen

muss. Ich meine mit „menschlich“ alles, was wir als natürliches Mitgefühl kennen, Freundschaft, Geselligkeit, alle Empfindungen einer nahen Verbundenheit, alle Qualitäten von Aufrichtigkeit und Respekt.

Das alles konnten sie nicht mehr spüren.

Sie atmet wieder tief.

Es gibt ein weiteres Geheimnis, von dem zu reden ich jedoch noch zögere.

Es könnte euch zu sehr erschrecken.

Nochmals atmet sie tief.

Ich will meinen Bericht ihres Besuchs bei mir zu Ende bringen, indem ich noch zwei weitere erwähne – diese folgenden allerdings waren nur von kurzer Dauer.

Warum sie mich aufsuchten und mir ihre Geschichte erzählten?

Sie wussten von unserer Erde. Von ihren Bewohnern, von uns Menschen.

Sie kannten sie erstaunlich genau.

Sie hatten ihre Späher, die aufbrachen und sich unbemerkt unter die Menschen mischten.

Sie wollten uns warnen.

Wir sollten nicht wie sie, leichtfertig unsere Atmosphäre zerstören.

Denn wir seien eben bedenklich dabei, dies zu tun.

Wir sollten unsere Wissenschaft, die inzwischen auch uns zu beachtlichen technischen Leistungen befähigte, nur für sinnvolle positive Ziele einsetzen, niemals im Dienst von Krieg und Zerstörung.

Auch das täten wir bereits in bedenklichem Maß.

Wir sollten darum kämpfen, den zweiten tiefen Absturz, den sie erlitten hatten, zu vermeiden – gemeinsam, mit allen uns möglichen Kräften.

Für sich selbst sahen sie keine Hoffnung mehr.

Für uns, die Bewohner dieser Erde, doch gab es noch Hoffnung – jedenfalls für eine Zeit und bis zu einem Zeitpunkt, den wir nicht verpassen dürften.

War ihre eigene Lage wirklich so hoffnungslos?

Sie kamen noch zweimal, beim zweiten Mal zunächst ohne ihre halbbreptoiden Begleiterin.

Und als sie, also zu zweit, diesmal an meinem Lager im Keller erschienen, spürte ich in der ersten Sekunde, sie waren wie ausgetauscht.

Aus ihren Augen blitzte eine dunkle Aggression. Was sie sprachen, war wirr. Ich konnte nur wenig verstehen, doch es war Häme und Spott und offenbar drohten sie mir.

Sie spricht plötzlich mit gepresstem Atem.

Sie drohten mit unterschiedlichen Dingen.

Unter anderem drohten sie mir, eines Tages alles im Umkreis dieses Hauses zu verbrennen. Auch einige mir eng verbundene Menschen würden dabei den Tod finden.

Ich wusste, was geschehen war. Ihre Schizophrenie hatte sie in den Zustand der unkontrollierten Aggression fallen lassen. Das waren

nicht mehr die leidenden Wesen, die mir mit warmen, traurigen Augen von der Not ihrer Rasse berichteten.

Dann merkte ich, dass auch die Halbreptoidin wieder aufgetaucht war.

Sie stellte sich schützend vor mich, und schließlich konnte sie die beiden anderen bewegen, gemeinsam mit ihr wieder abzuziehen. Wie erstarrt blieb ich auf meinem Nachtlager zurück.

Ja, wenn sie weiter und noch tiefer in diese Zustände finsterer Aggression abstürzten, dann sah auch ich für sie keine Hoffnung mehr.

Wieder atmet sie tief.

Sie kamen ein drittes Mal – so wie zuvor in der frühen Morgenstunde, in der ich jedes Mal früher als sonst aus meinem Schlaf glitt.

Und sie waren aufs Neue wie ausgetauscht: in ihrer ganzen Wesensart sanft und weich, und sie sprachen mit den mir bekannten traurigen Augen.

Sie sagten etwas, das klang, als ob sie sich von uns Menschen Hilfe erhofften.

Hilfe von uns?

Ich wollte sie nicht anhören.

Und diesmal war es die Halbreptoidin, in deren Augen ein finsternes Feuer funkelte.

Ich drehte mich fort und zog mir die Decke über den Kopf.

Endlich merkte ich, dass sie gegangen waren.

Ich schwor mir, keine Nacht mehr in diesem Kellerraum zu verbringen.

Das hielt ich ein.

Und zugleich wusste ich: dass sich diese meine Geschichte mit ihnen noch einmal fortsetzen würde.

Sie geht wieder an eines der Kellerfenster.

Sie blickt auf die Uhr an ihrem Handgelenk.

Sie bleiben sehr lange fort – unsere beiden Männer.

Warum kommen sie nicht zurück?

Wieder hört man das Geräusch eines niederkrachenden Baums.

Wieder funkelt es heftig hinter den Fenstern.

Plötzlich Stille.

Und genau in diesen Moment hinein kracht knallend wieder eines der Bretter zu Boden.

Gleich darauf ein zweites.

Wieder Stille.

Alle drei tauschen verstörte Blicke.

Elisabet geht eine der Treppenstufen hinunter.

Dann klopft sie gegen die Tür.

Aller lauschen.

Niemand antwortet.

Langsam wachsende Dunkelheit.

Zweiter Teil

1. Szene

*Elisabet steht an einem der Kellerfenster.
Alle drei Bretter befinden sich wieder geordnet vor der Tür.*

Mirka und Daniel sitzen wie zuvor auf ihren Plätzen.

Elisabet: *blickt erneut auf die Uhr*

Eine Stunde inzwischen...

Und sie kehren nicht zurück – unsere Männer.

Sie zieht ihr Handy hervor, gibt eine Nummer ein, lauscht.

Nichts...

Warum ich es so närrisch immer wieder versuche! Der Verteilermast ist zerstört! Wie sollte er so plötzlich wieder funktionieren?

Sie will zurück zum Tisch.

Sie schnuppert in die Luft.

Durch alle Ritzen dringt Rauch ein - wie auch die Fenster und Türen verschlossen sind...

Merkt ihr es auch?

Sie nimmt wieder am Tisch Platz.

Als junges Mädchen hatte ich eine gewisse besondere Gabe.

Ich konnte manchmal Dinge vorauswissen.

Und genau so geschahen sie dann auch.

Ich habe diese Gabe mit dem Erwachsen-Werden verloren – in Momenten wie diesen wünschte ich, ich hätte sie noch.

Was mir geblieben ist: dass ich manchmal etwas wie Vorahnungen habe – die doch nur in unklaren Bildern erscheinen und oft mit eigenen Ängsten vermischt sind, so dass sie mir ein Szenario grauenhafter Schrecken vorgaukeln können, das dann – Gott sei Dank – fast niemals Wirklichkeit wird.

Erneut blickt sie auf ihre Uhr.

Was ich gern wüsste: Ob beide, Gunnar und Frank, weiter in Sicherheit sind – und sich nicht irgendwo im Feuer verirrt haben, das so unberechenbar immer die Richtung wechselt.

Das sähe ich gern in klaren inneren Bildern – so wie es mir als Mädchen oft möglich war.

Und diese klaren Bilder konnten die in schwarzen Strudeln aufsteigende Angst vertreiben – diese schwarze Angst, die mir sagt, sie sind ein Opfer der Flammen geworden und sie werden niemals zurückkehren.

Mirka: *greift liebevoll ihren Arm* Omi, du hast eben gesagt, dass deine Vorahnungen dich oft täuschten.

Gerade die dunklen, die schrecklichen.

Streichelt ihr den Arm Mein Stiefvater und Frank werden unversehrt zurückkommen.

Eine Stille.

Wieder hört man das Niederkrachen eines Baums.

Elisabet: Ich konnte auch mit Tieren telepathisch kommunizieren – damals in diesen Jahren als kleines Mädchen.

Wenn ein Pferd auf dem Bauernhof meines Onkels erkrankt war, dann „redete“ ich mit ihm – natürlich nicht so, wie ich jetzt mit euch rede. Es ist ein inneres, ein ganz anderes „Reden“. Und häufig erfuhr ich genau, was dem Pferd fehlte und woran es erkrankt war.

Der Tierarzt, den mein Onkel rief, nahm es am Anfang nicht ernst. Erst als ich das dritte Mal eine genaue Diagnose gab und er sie prüfte und in allen Punkten bestätigt fand, wurde er hellhörig. – Es ging so weit, dass er bei jedem erkrankten Tier erst mich rief und meine Diagnose wollte. Ich habe mich nie geirrt.

Auch mit Katzen und Hunden konnte ich telepathisch kommunizieren. Unsere eigene Katze, ein Kater, legte die von ihr erbeuteten Mäuse mit durchgebissener Kehle immer auf unserer Terrasse ab. Mutter mochte das ganz und gar nicht, zweimal wöchentlich eine tote Maus auf unserer Terrasse zu finden. Unser Kater doch sah es als die Arbeit, die er uns schuldig war und die er mit einem gewissen Stolz für uns ausführte – schließlich gaben wir ihm eine sichere Behausung und füllten täglich seinen Ess-Napf. Außerdem war er verspielt und verschmust. Er sah sich als Teil der Familie und meinte, also hätte auch er etwas beizutragen.

Sie steht auf und tritt wieder ans Fenster.

Sie blickt erneut auf die Uhr.

An dieser linken Linie der Feuerwand vor unseren Kellerfenstern ändert sich nichts.

Und eben dies macht mich unruhig.

Sie schnuppert.

Und wieder spüre ich diesen Rauch in der Luft... Ein seltsamer Rauch.

Anders als noch zuvor...

Daniel: Meinst du, dass es direkt aus diesem Haus kommt?

Glaubst du, dass es irgendwo brennt?

Ich gehe nachsehen.

Er erhebt sich.

Elisabet: Nein, bleib!

Da würden wir längst zugleich ein heftiges Knistern hören.

Und es müsste zuerst von dort *sie zeigt in Richtung der Kellerfenster* kommen.

Die andere Feuerwand ist doppelt so weit entfernt, und es gibt nur wenig Baumbestand dort, der direkt bis vor unser Haus führt.

Mirka: Wenn du es einmal konntest -: Dinge vorauswissen und mit Tieren telepathisch kommunizieren – warum hast du es wieder verlernt?

Elisabet: Da du mich so direkt fragst...

Mein katholischer Pfarrer begann es mir auszureden.

Für ihn kamen die Bilder, die ich sah und die Stimmen, die ich hörte, vom Teufel.

Ich hatte dreimal hintereinander Menschen gewarnt, etwas nicht zu tun, weil ich sah, dass

es ihnen einen großen Schaden und Unglück zufügen würde.

Sie taten es dann nicht und das Unglück traf somit nicht ein – und so sehr mich dies freute, so hatte ich doch jeden Beweis verloren, dass die Gefahr, die ich gesehen hatte, real war.

Der Pfarrer wollte diesem „Spuk“, mit dem ich diese Leute sinnlos in Angst versetzte, so meinte er, ein Ende machen. Und ich selbst hatte ja dreimal erlebt, dass nicht eintraf, wovor ich die Leute gewarnt hatte. Für den Pfarrer war dies Beweis genug, dass mir diese Bilder der Teufel schickte.

Sie geht wieder ans Fenster.

Blickt auf die Uhr.

Kehrt an ihren Platz am Tisch zurück.

Ich denke nicht mit Zorn an diesen Pfarrer zurück, schon gar nicht mit Hass.

Aus seinem Weltverständnis heraus handelte er korrekt. Er konnte die Dinge nicht anders sehen und er wollte mich und die Leute schützen.

Wieder stürzt eines der Bretter auf den Kellerboden.

Elisabet blickt sich diesmal nur flüchtig um, winkt ab und bleibt wie unbeeindruckt.

Sie spricht einfach weiter, wie zuvor mit ruhiger Stimme.

Ihr Ton hat, auch wenn sie als „Alte“ über ihre Lebenserfahrungen spricht, nie etwas Dozie-rendes, schon gar nichts Belehrendes.

Ich habe euch erzählt, wie ich während der ersten Hälfte meines Lebens immer wieder die Kirchen und Religionen wechselte.

Und ich habe gesagt, dass ich in all diesen Gemeinschaften auch immer wieder wunderbare Menschen traf.

So sehr mir ihre Weltbilder vielleicht auch fremd blieben und manchmal einfach auch wirr erschienen – sie handelten aus einem guten Herzen heraus, setzten sich tatkräftig und selbstlos für andere ein, die in Not waren.

Mit den Jahren kam ich an einen Punkt, an dem ich es aufgab, Weltbilder in den Köpfen anderer zu korrigieren.

Oft machte ich die Erfahrung, dass selbst wissenschaftliche Fakten sie nicht beeindruckten konnten. Das verinnerlichte Glaubensbild war so stark, dass sie es sich durch nichts, auch nicht durch Fakten kaputt machen lassen wollten. Manchmal war die Abwehr so stark, dass sich dieses Glaubensbild durch sie unwillkommenen Fakten sogar noch verhärtete.

Man muss den Menschen ihre Glaubensbilder lassen – mit einer Ausnahme: dass diese Glaubensbilder Hass und Gewalt einschließen; oder auch nur den Nährboden für Gewalt schaffen.

Doch ansonsten machte ich mir zu eigen, jeden in seinem Glaubenssystem zu respektieren – weil es wahrscheinlich das ist, das zu ihm gehört und durch das er lernt, was er ler-

nen will, für eine Lebensphase oder auch länger.

Ihr Lieben – rede ich wieder zu viel?

Mirka: Nein, Omi. – Doch auch mich beunruhigt, dass Gunnar und Frank nicht zurückkehren.

Sie tritt nun selbst an eines der Kellerfenster und blickt hinaus – doch nur für kurze Zeit.

Sie kehrt rasch an die Seite von Daniel zurück.

Elisabet: Übrigens: Da ich von meinem Onkel sprach, der Landwirt war und der jene Pferde hatte – dieser Onkel machte mich mit einer seiner Cousinen bekannt, die einer sehr speziellen Glaubensgemeinschaft angehörte...

Ich habe deren Namen im Moment vergessen – es könnte eine Nachfolgegemeinschaft der amerikanischen Quäker sein – jedenfalls war deren grundlegender Glaubenssatz, dass es keine Krankheiten gibt, dass also ein Mensch in Wahrheit nie krank werden könne.

Ihre Begründung war: Der Mensch sei von Gott gesund erschaffen und Gott würde ihn niemals krank werden lassen, jede Krankheit war also nur Illusion.

Was einen Mensch krank machen konnte, das waren immer einzig seine sündigen Gedanken. Und was waren seine sündigen Gedanken?

Wie in jedem verkrusteten Kirchenglauben: die Sexualität.

Ich sprach von meinem katholischen Pfarrer und dass er mir nach einer Beichte das Bäume-Klettern verbot.

Wirklich war es ein Ast, auf dem ich als Mädchen schaukelte, der mich ein erstes Mal etwas von jener Lust spüren ließ.

Sie stand ganz im Einklang mit der Natur.

Sie stand im Einklang mit dem Singen der Vögel, das immer einzig ein Werben und Buhlen um die Hingabe eines Weibchens war.

Es stand im Einklang mit dem Quaken der Frösche, die das für Gesang hielten, was sie da quakten und womit sie doch wieder einzig ein Weibchen ergattern wollten.

Es stand im Einklang mit dem Röhren der Hirsche zur Zeit der Brunft.

Es stand im Einklang mit dem Zirpen der Grillen an einem späten Sommerabend.

Die ganze Natur vibrierte in Wellen dieser Lust.

Sie war ein Teil jener Kraft, die alles bewegte. Ich wusste es früh. Und nichts und niemand konnte mich davon abbringen.

Ich komme noch einmal zu der Quäker-nahen Gemeinde zurück.

Die Cousine meines Onkels starb, als sie sich weigerte, einen entzündeten Blinddarm operieren zu lassen.

Sie musste heimlich sehr viel Sündiges gedacht haben...

Doch will ich euch nicht vorenthalten, was eine Statistik belegt: dass die Menschen in dieser Glaubensgemeinschaft seltener erkrankten als andere.

So ist es tatsächlich.

Oder verhält es sich einfach so, dass sie einen Großteil ihrer Krankheiten verschwiegen?

Ich neige dazu, der Statistik recht zu geben.

Es tut uns nicht gut, Krankheiten als etwas Unvermeidliches zu sehen. Jedenfalls wären wir besser beraten, ihnen mit dem Blick auf unser Leben weniger Gewicht zu geben.

Es gibt Ängste, die sie heranziehen – so wie es die sich selbst erfüllende Prophezeiung gibt.

Mirka: Hast du auch mit dieser Glaubensgemeinschaft eine Zeit lang gelebt?

Elisabet: Nein. Ich hatte zu häufig gesehen, welcher hilfreichen Einsatz ein guter Arzt leistete.

Ich selbst war als Mädchen über Wochen an einer Herzmuskelschwäche erkrankt.

Mein Vater sagte mir später, ohne den Einsatz des umsichtigen Arztes, der zu uns ins Haus kam, wäre ich damals verstorben.

Im Übrigen bin ich seitdem nie wieder ernsthaft erkrankt. Ich hatte gelernt, welches Glück es bedeutet, gesund zu sein, und so hielt ich bis heute verbissen an diesem Stück Glück fest und gab es niemals mehr her.

Mit plötzlich leiser Stimme Meinem Bruder doch konnte niemand helfen. Er litt an Leukämie. Fast von Woche zu Woche sah ich, wie er langsam zerfiel. Der Tod kam schließlich wie eine Erlösung.

Sie steht auf.

Geht wieder an eins der Kellerfenster.

Blickt auf die Uhr.

Sie schüttelt ratlos den Kopf.

Mirka und Daniel flüstern miteinander.

Elisabet kehrt zu ihnen zurück.

Mirka: Weißt du, Omi, was wir beide soeben dachten? - Sie sind auf eine Gruppe von Feuerwehrleuten gestoßen und man hat sie gefragt, ob sie beim Löschen helfen könnten.

Sie löschen den Wald, Seite an Seite mit diesen Feuerwehrleuten.

Elisabet: Wenn du es dir so vorstellen kannst...

Sie schüttelt, fast unmerklich, den Kopf.

Es zeigt, dass sie den beiden Männern dies nicht zutraut.

Erneut kracht eines der Bretter zu Boden.

Wie zuvor scheint es Elisabet auch diesmal nicht besonders zu beeindrucken. Nach einem kurzen Blick in die linke Ecke redet sie einfach weiter.

Da ich soeben von meinem Bruder sprach – hier gibt es noch etwas hinzufügen.

Ihr wisst, dass er von den zwei Monden in jener fremden Landschaft erzählte und jener besonderen Baumart mit den Doppelstämmen...

Er hat dies alles auch aufgemalt.

Etwa fünfzehn Jahre danach – Mirka weiß, dass ich eine Zeit lang im Rathaus unserer Gemeinde gearbeitet habe – entdeckte ich in einem Archiv eine ältere Zeichnung. Ich traute zunächst meinen Augen nicht: eine Landschaft mit zwei Monden und jene Doppelstammbäume - genau wie mein Bruder sie gemalt hatte.

Mit Sicherheit handelte es sich nicht um das Bild meines Bruders. Das lag, gut aufbewahrt, in meiner Nachttischschublade. Doch die Ähnlichkeiten waren verblüffend.

Sie schnuppert wieder.

Ihr beiden, Ihr Lieben –

Ich rieche diesen seltsamen Rauch.

Fast wie ein Gas.

Sagt mir unbedingt, ob ihr ihn auch riecht.

*Die beiden schnupfern ebenfalls und schüt-
teln den Kopf.*

Elisabet winkt ab. Einbildung wohl...

*Sie schnuppert ein weiteres Mal und winkt
wieder ab.*

*Dann kehrt ihr Blick freundlich zu Mirka und
Daniel zurück.*

Ihr zwei wart geduldige Zuhörer, als ich euch von den vielen Stationen meiner spirituellen Reise erzählte.

Wenn ich etwas für mich gefunden habe, dann ist es dies: etwas, das ich eine „innere Kirche“ nennen würde - eine „innere Kirche“, in der die Weisen aller Nationen, aller Religionen und Rassen miteinander verbunden sind.

Es braucht keine Kirchengebäude. Keine öffentliche Institution.

Alle, die dieser „inneren Kirche“ angehören, sind und bleiben verbunden damit.

Sie schnuppert wieder. Sie spricht leise.

Täusche ich mich doch nicht?

Da ist noch etwas anderes als der übliche Rauch...

Möglicher Weise könnte von irgendwoher zugleich Kohlenmonoxyd in den Keller eindringen...

Man atmet es ein, ohne es direkt zu bemerken.
Sie murmelt Die Gefahr ist, dass man einschläft und sein Bewusstsein verliert...

Man stirbt einen langsamen lautlosen Tod.

Sie geht nochmals an eines der Fenster.

Blickt reglos hinaus.

Blickt auf ihre Uhr.

Da geschieht etwas Seltsames: aus Richtung der verschlossenen Tür beginnt sich der Kellerraum mit Rauchwolken zu füllen.

Elisabet kehrt zu Mirka und Daniel zurück. Die haben die Augen inzwischen geschlossen und sinken langsam in sich zusammen.

Mirka kippt schließlich ganz zur Seite.

Elisabet entfährt ein kurzer Schrei des Erschreckens, dann sinkt sie selber in sich zusammen und liegt ausgestreckt auf dem Boden, ohne jede Bewegung.

2. Szene

Der Kellerraum hat sich ganz mit Rauch gefüllt.

Das dritte Brett kippt und schlägt knallend auf den Kellerboden auf.

In nur kurzer Zeit verflüchtigen sich die Rauchschwaden wieder, und drei Gestalten stehen im Zimmer.

Sie entsprechen ganz der Beschreibung, die Elisabeth bereits gegeben hat. Doch diesmal sind es zwei Halb reptoide, beide mit grünlicher Haut, und es gibt nur einen der anderen hellhäutigen Rasse.

Das eine der beiden halb reptoiden Wesen ist offenbar genau jenes, von dem Elisabeth schon gesprochen hat: Man erkennt die schwarze rechte Hand.

Über der braunen Bekleidung trägt es nun über dem Brustbereich eine Weste in einem intensiven fast Scharlach-artigem Rot, die reich mit Sternen und Orden verziert ist. An einem Gürtel befestigt befindet sich rechts ein unterarmlanger gläserner Stab, der in wechselnden Farben auffunkelt.

Die anderen beiden Wesen sind vorn an den Händen gefesselt.

Das halb reptoide weibliche Wesen geht den zwei andern voran.

(Ihr Name wird im Folgenden „Retika“ sein; der des zweiten Halb reptoiden, ein männliches Wesen, ist „Lukanos“; der Name der Hellhäutigen, ein weibliches Wesen, ist „Tualkana“.)

Retika: *geht auf die drei in Bewusstlosigkeit Gesunkenen zu.*

Sie berührt Elisabeth mit ihrem gläsernen Stab.

Elisabet öffnet die Augen und schreckt in die Höhe. Sie erkennt die schwarze rechte Hand. Retika berührt nun auch Daniel und Mirka mit dem Stab.

Diese sind ebenfalls augenblicklich wach und schrecken in die Höhe.

Retika wendet sich ihren beiden Begleitern zu. Sie spricht mit scharfer Stimme.

Sagt eure Namen! Stellt euch vor!

Sie hat an ihrem gläsernen Stab eine Veränderung vorgenommen und schlägt Lukanos damit auf die Schulter.

Es sprühen Funken, der Schlag erzeugt bei Lukanos offensichtlich Schmerz.

Lukanos: *mit unterwürfiger Verbeugung* Lukanos.

Retika schlägt ihn erneut.

Dann trifft ihr Stab auch Tualkana.

Bei dieser erzeugt die Berührung ebenfalls sichtbar Schmerzen.

Tualkana: *mit der gleichen unterwürfigen Geste*

Tualkana.

Retika schlägt auch sie ein zweites Mal.

Jetzt sagt ihnen, wer ich bin.

Lukanos: Retika.

Tualkana: Retika

Lukanos: Moranda.

Tualkana: Moranda.

Lukanos: Herekos.

Tualkana: Herekos.

Retika schlägt sie wieder.

Retika: *zu den drei aus ihrer Bewusstlosigkeit Erwachten* Die zwei letzten Namen sind meine

Titel. *Sie zeigt dabei flüchtig auf ihre Ordengeschmückte Weste.*

Dann wendet sie sich gezielt Elisabet zu.

Du hast die Wahrheit gekannt.

Es war nicht nur der Virus, mit dem die Zerstörung in den Köpfen unserer beiden Rassen begann.

Es war eine geheime Invasion.

Lukanos. Berichte davon!

Retika schlägt ihn.

Lukanos: Es war eine geheime Invasion.

Der Virus öffnete nur die Türen dafür.

Sie waren unsichtbar.

Und doch hörten wir sie sprechen.

Wir spürten ihre hochentwickelte kalte Intelligenz.

Sie gaben unseren Wissenschaftlern brillante Gedanken ein.

Ja, ihre Gedanken waren brillant.

Doch es waren Tyrannen.

Retika: *stoppt sie mit einem Schlag ihres Stabes.*

Ihr Blick fordert Tualkana auf, den Bericht fortzusetzen.

Tualkana: Sie nisteten sich dauerhaft in unsere Köpfe ein.

Mehr und mehr begannen sie uns zu beherrschen – indem sie uns ihr eigenes tyrannisches Wesen einpflanzten, während sie doch bei jedem Widerstand die Überlegenen blieben.

Wir hätten ihnen die Türen versperren können, ganz zu Beginn.

Doch die brillanten Gedanken waren die unwiderstehliche Verführung.

Wir sahen nicht, dass sie unsere Zerstörung planten.

Retika: *unterbricht sie wieder, indem sie sie schlägt.
Die Aufforderung geht wieder an Lukanos,
den Bericht fortzusetzen.*

Lukanos: Wir mussten uns mit unseren Städten und unsern Behausungen unter die Erde retten.

Sie hatten uns schleichend in einen Prozess der Selbstzerstörung getrieben.

Doch sie folgten uns auch unter die Erde.

Wir bauten gigantische Spiegelsäle. Es gab die Spiegelkammern darin, in denen wir eine bestimmte Frequenz des Lichts bündeln konnten. Die fremden Invasoren trieb es in die Flucht, wenn man sie über eine längere Zeit diesem Schmerz aussetzte.

Doch kehrten sie nach kurzem immer wieder zurück.

Retika: Die Methode erwies sich als ineffektiv.

Lukanos und Tualkana: *flüstern in ihrem Rücken.*

Retika: *bemerkt es He – wollt ihr mir ins Wort fallen?!*

I c h rede.

Sie schlägt sie wieder mit ihrem Stab.

Die beiden krümmen sich unter Schmerzen.

Auf die Knie mit euch!

Die beiden knien sich auf den Boden.

Retika spricht mehr und mehr mit schneidender Stimme.

Die Methode erwies sich als zu unzulänglich.

So gingen wir schließlich dazu über, all jene, bei denen die Symptome der Fremdbesetzung am deutlichsten hervortraten, in Lagern zu sammeln und sie, wenn sich keine Besserung einstellte, zu verbrennen.

Hunderttausende haben wir inzwischen verbrannt.

Es zeigte Wirkung.

Die unsichtbaren Invasoren traten in Scharen die Flucht an.

Sie scheuten den Schmerz des Feuers, und sie begriffen, dass wir den Kampf gegen sie fortführen würden, bis auch der letzte von ihnen vertrieben war.

Diese zwei *sie zeigt hinter sich* stehen noch auf der Liste.

Vielleicht werden es die letzten sein, die wir verbrennen.

Dann haben wir die unsichtbaren Invasoren vertrieben.

Ihr tyrannisches Wesen, das unsere Köpfe vergiftete, ist für immer gelöscht.

Sie stellt ihren Fuß auf den Nacken Lukanos.

Es ging nur mit starker brutaler Hand.

Einer musste es auf sich nehmen, dies Werk der Säuberung durchzuführen.

Viele zweifelten zu Beginn.

Jetzt huldigt man mir.

Niemand wagt es mehr, meinem Wort und meinen Befehlen zu widersprechen.

Beide Rassen sind unter meiner Herrschaft vereint.

Beide gehorchen mir.

Erneut schlägt sie die zwei mit dem Stab, es sprühen Funken.

Es genügt ein einziger Wink, und sie werfen sich vor mir in den Staub.

Die beiden knicken nun auch mit den Knien nach hinten ein und ihr Oberkörper und ihre Köpfe beugen sich tief nach vorn, so dass sie fast die Erde berühren.

Nur die Stärkste, Unnachgiebigste, Unbeugsamste, die schließlich alle Fäden der Macht in ihrer Hand zusammenführte, konnte diesen Kampf aufnehmen und erfolgreich zu Ende bringen.

Der kalte, tyrannische Geist, den man uns einpflanzen wollte, ist für immer vertrieben.

Durch mich.

Sie bewegt ihren Stab wirbelnd durch die Luft; wieder sprühen Funken dabei.

Er kann nicht zurückkehren. Ein effektives Spitzelsystem in beiden Rassen wird es unmöglich machen. Beim kleinsten Anzeichen einer Wiederkehr der zerstörerischen Symptome muss eine Meldung erfolgen.

Sie berührt mit den Stab den Nacken der zwei vor ihre Liegenden; die zucken erneut unter Schmerzen zusammen.

Wir werden uns nicht scheuen, unser Werk mit den bewährten Mitteln fortzuführen.

Eine überwacht es im Großen: ich.

Alle Fäden der Macht laufen zusammen in meiner Hand.

Alle Gedanken unterliegen meiner Kontrolle.
Die Stärkste, Unbeugsamste, die mit dem
klarsten scharf blickenden Geist, muss es sein,
die alle Fäden zusammenhält. Das bin ich.

Aller Ungehorsam wird augenblicklich be-
straft.

Aller Ungehorsam bedeutet Chaos und Selbst-
zerstörung.

Wieder wirbelt sie den Stab durch die Luft.

Gleich werde ich über den Grund unseres Er-
scheinens sprechen.

*Doch erst immer noch richtet sich ihre Rede
direkt an Elisabet, Daniel und Mirka*

sollt ihr ein paar Demonstrationen meiner
Macht sehen.

*Sie richtet den farbenfunkelnden Stab, an dem
sie erneut eine Änderung vorgenommen hat,
auf die hintere Kellerwand.*

*Auf dem Gazestreifen erscheint ein hoch auf-
ragender Feuer-speiender Vulkan.*

*Man hört das Rumoren der aufsteigenden
Lava. Feuerfontänen schießen in die Luft.*

*Retika dreht den Stab und richtet ihn erneut
gegen die hintere Kellerwand.*

*Jetzt erscheint dort eine steile Felsformation,
ein gewaltiger Berggipfel, über dem sich all-
mählich der Himmel verdunkelt und über dem
sich ein Gewitter entlädt – mit heftigen Blitzen
und grollendem Donner.*

Ihr seht es: Ich habe magische Macht.

Wieder dreht Retika den Stab.

Jetzt blickt man auf ein riesiges Meer, über dem ein Sturm wütet. Die turmhohen Wellen eines Tsunami rollen heran und scheinen sich in den Keller zu ergießen.

Retika dreht den Stab erneut, sie löscht das Bild, es bleibt nur wieder die kahle Kellerwand.

Wohin haben sich die unsichtbaren Invasoren verzogen?

Wieder direkt zu den dreien.

Ich fürchte, ich muss euch eine unangenehme Nachricht bringen.

Sie sind dabei, eure Erde zu entdecken und zu erobern.

Genauer gesagt: Sie haben sich schon über längere Zeit immer wieder in einige der menschlichen Hirne eingenistet.

Blickt nur zurück auf das, was ihr eure Geschichte nennt.

Chaos, Gewalt, Zerstörung. Ein nicht endender Blutsturz.

Ihr seid naiv.

Ihr glaubt, die einzigen Herren zu sein auf eurem Planeten.

Ihr ward es nie.

Könntet ihr es aus unserer Perspektive sehen, ihr würdet von Heeren gleichgültig vegetierender Sklaven sprechen.

Wie wir zu Anfang unsere Invasoren nicht erkannten, so erkennt auch ihr sie nicht.

Ich werde euch zeigen, was sie mit euch planen.

Sie richtet ihren Stab wieder auf die Kellerwand.

Dort erscheint ein abgestorbener Wald.

Eure Wälder werden sterben.

Ein neues Bild entsteht auf der hinteren Wand, das einer Wüstenlandschaft.

Eure jetzt noch fruchtbaren Landschaften werden zu Wüsten werden.

Sie tritt Lukanos und Tualkana mit den Füßen.

He – ist es so?!

Die beiden nicken dienstfertig zurück.

Wieder wechselt das Bild, es zeigt eine in Trümmern liegende Stadt.

Bevor ihr eure Atmosphäre zerstört, wie wir es taten, wird sie sich wehren.

Sie wird euch gigantische Stürme schicken, wie ihr sie niemals erlebt habt. Sie werden eure Städte zu Steinwüsten verwandeln.

Wieder zu Lukanos und Tualkana, sie tretend

He – ist es so?

Wie zuvor reagieren die zwei mit einem dienstfertigen Nicken.

Wieder wechselt das Bild: Man sieht ein Meer, aus dem vereinzelt die Spitzen einiger Kräne ragen.

Der steigende Meeresspiegel wird riesige Küstenläufe erobern, von euren Häfen wird nichts bleiben als Stahlruinen.

Erneut zu Lukanos und Tualkana Sagt ihnen, dass es so sein wird.

Lukanos: So wird es sein.

Tualkana: So wird es sein.

Retika lässt das Bild wieder erlöschen.

Erneut zu den dreien Ihr seht, wir kennen euren Planeten genau.

Noch haben sie es schwer mit euch – die unsichtbaren Invasoren.

Es gibt in eurer Rasse dieses sonderbare Phänomen: eine befremdliche Herzwärme, die unter vielen Völkern verbreitet ist, selbst bei den ärmsten. Es bringt sie dazu, gern miteinander zu lachen, zu tanzen und gern gemeinsame Feste zu feiern.

Dieses Phänomen ist sehr störend für sie – jene Invasoren.

Und viele Menschen eures Planeten sind, entgegen ihrer Erwartung, vorzeitig aufgewacht. Diese setzen alles in Gang, ihren Planeten zu retten – *spöttisch* obwohl sie doch sehen könnten, dass dieser Kampf schon verloren ist. *Sie mustert die drei.*

Diese Herzwärme ist etwas sehr Störendes.

Doch gebt ihr den genannten Invasoren immer wieder ausreichend Grund zur Hoffnung: Wenn ihr eure mörderischen Waffen gegeneinander einsetzt und lange mörderische Kriege führt.

Ihr könntet, aus ihrer Sicht, nichts Besseres tun: Das Kriegeführen löscht eure Herzwärme aus.

Und ohne diese Herzwärme, das wissen sie sicher, seid ihr leichte Beute für sie.

Als sehr störend freilich empfinden sie außerdem, dass viele noch die Schönheiten eures

Planeten sehen, wie wir es einmal verlernt hatten, und dass einige unter euch ihn dafür sogar mit Hingabe pflegen.

Das wird sich, wie wir euch mit Sicherheit voraussagen können, mit der Zeit von selbst erledigen.

Zu vieles gibt es in eurer Wesensart, das ihnen in die Hände spielt:

Eure Gier nach Geld und Besitz.

Euer Streben nach Dominanz und Macht.

Eure Lust am Streit, am gnadenlosen Kampf und der Demütigung des Besiegten.

Das Starre und die Trägheit eurer Gedanken.

Wieder tritt sie die beiden am Boden.

Ist es so?

Lukanos: *nickend* So ist es.

Tualkana: *nickend* So ist es.

Retika: *wieder zu Elisabet, Daniel und Mirka* Ich sagte euch, dass euer Kampf schon verloren ist.

Freilich – ein letztes Quäntchen von Hoffnung sehen wir noch.

Ihr könntet uns als eure Retter akzeptieren – freilich nicht ohne Preis.

Elisabet, Daniel und Mirka tauschen Blicke.

Es bleibt, für Retika gut sichtbar, eine Wand harter Ablehnung.

Der Preis wäre, dass ihr uns als eure neuen Herren anerkennt.

Dass wir die Regentschaft auf euerm Planeten übernehmen.

Wieder tauschen die drei Blicke.

Wieder bleibt eine Wand starrer Ablehnung.
Doch eigentlich müssen wir euch nicht fragen.
Wir nehmen uns, was wir haben wollen.
Und ihr werdet uns dankbar sein.
Ihr werdet erkennen, dass wir euch der Apo-
kalypse in letzter Sekunde entrissen haben.
Ihr meint, eine Wahl zu haben.
Die Apokalypse kommt.
Sie rollt auf euch zu.
Nichts und niemand wird sie abwenden kön-
nen – wenn ihr es nur aus eigener Kraft ver-
sucht.
Sie blickt auf die drei.
*Wieder trifft sie auf eine Wand harter ent-
schiedener Ablehnung.*
Retika verfinstert sich.
Ich biete euch eure Rettung an.
Ihr meint, meine Worte verächtlich in den
Wind schlagen zu können.
Ihr meint, mein Angebot ignorieren zu kön-
nen.
Ihr meint, allein mit eurer eigenen winzigen
Macht –
*Mit jedem ihrer Sätze hat Retika sich mehr
und mehr echauffiert.*
*Plötzlich bedeckt sie mit der rechten Hand –
dieser so völlig schwarzen – ihr Gesicht.*
Sie schwankt, sie taumelt.
Sie bricht zusammen.
*Lukanos und Tualkana rutschen auf den Knien
zu ihr voran und beugen sich über sie.*

Jeder greift einen ihrer Arme und fühlt ihren Puls.

Sie beugen sich über ihr Herz und hören den Herzschlag ab.

Dann nicken sie sich zu.

Einer befreit den anderen von seinen Fesseln.

Sie richten sich schließlich auf.

Tualkana: Es ist, was wir vorauswussten.

Sie hat alle Kraft verbraucht.

Alle folgenden Worte richten sich an Elisabet, Mirka und Daniel.

Lukanos: Euch mit der Macht ihrer Magie zu beindrucken, war ihr größter Fehler.

Tualkana: Es war Leichtsinn.

Auch mit den Bildern eurer menschheitlichen Apokalypse, den von ihr selbst geschaffenen, hat sie ihre Energien zerrieben.

Lukanos: Sie hat euch nicht überzeugen können. Sie ist zusammengebrochen, tödlich erschöpft.

Tualkana: Es wird lange dauern, bis sie sich wieder erholt.

Niemand muss sie mehr fürchten in diesem Moment.

Lukanos: Ihr habt sie sprechen hören.

Es war die Stimme der kalten Tyrannin.

Wirklich hatte sie zuletzt eine bedrohliche Macht erlangt.

Tualkana: Der Virus der Machtbesessenheit, des gewalttätigen Rauschs hatte sich millionenfach in ihrem Kopf gesammelt.

Lukanos: Und große Massen unserer beiden Rassen hat sie damit beeindrucken können.

Tualkana: Jetzt widerfährt ihr, was jedem von uns bekannt ist, den der Virus anstecken konnte:
Alle Energie ist erschöpft.

Jetzt braucht sie, dem Maß der verausgabten Energie entsprechend, einen langen Weg der Regenerierung.

Lukanos: Nun ist sie ohnmächtig in genau dem Maß, in dem sie sich vorher mächtig fühlte.
Das Vakuum in ihr zieht ein inneres Inferno heran - mit dem realen Schmerz des Verbrennens.

Tualkana: Sie hat ihr kräftezehrendes, kräftevernichtendes Schauspiel lange durchgehalten.
Jetzt ist es vorbei.

Lukanos: *spürt, dass die drei menschlichen Wesen, zu denen sie sprechen, Mühe haben, das Geschehene zu begreifen* Wartet mit uns noch eine kurze Zeit.

Dann werdet ihr den völligen Wechsel erleben.

Tualkana: Eine Verwandlung, die euch erstaunen wird.

Ihr ganz anderes Wesen wird sich wieder hervorkehren.

Er löst den Stab von ihrem Gürtel und richtet ihn auf die Kellerwand.

Ein großer Spiegelsaal erscheint, genau wie beschrieben ist er von spiegelnden Säulenreihen durchzogen.

Es ist ein Bild magischer Schönheit.

Lukanos: Es ist einer unserer tausend Spiegelsäle, die wir errichtet haben und von denen ihr inzwischen schon wisst.

Tualkana: Denkt daran, es gibt keine in Stein gemeißelte Zukunft.

Die Bilder der auf euch zurollenden Apokalypse, die Retika euch zeigte –
blickt sie an, ohne euch davon faszinieren zu lassen.

Lukanos: Blickt sie an – und versucht dabei, sie in euch zu verwandeln.

Ihr habt die Kraft.

Tualkana: Retika hat es gesagt –: Es ist eure Herzwärme, die euch schützt.

In uns war sie schwach, zu schwach.

Lukanos: Bewahrt euer Lachen – das Lachen der Herzwärme.

Ihr verliert sie erst, wenn sich eure Stimme in die des kalten Spötters verwandelt.

Tualkana: Und verlernt nicht, die Schönheit eures Planeten zu sehen, wie wir es verlernten.

Noch seht ihr sie.

Liebt eure Wälder. Liebt eure Meere, liebt eure Flüsse und Seen.

Lukanos: Liebt eure Gebirge. Liebt Steppen und Einöden. Liebt das Blau eures Himmels.

Tualkana: Ihr werdet unendlich trauern, sollte es euch verloren gehen.

Lukanos: *beugt sich zu Retika* Sie flüstert.

Tualkana: *lauscht ebenfalls* Es sind die Worte, die ich erwartet habe.

Es ist, was folgen musste:

Der Punkt ihrer Rückverwandlung.

Es geschieht.

Sie kann es nicht aufhalten.

Lukanos: Ich verstehe sie nur mit Mühe...

Sie flüstert mit Tualkana – beide über Retika gebeugt.

Tualkana: Sie will, dass man sie ins Feuer wirft.

Lukanos: Du bist sicher?

Sie will ihren Tod?

Tualkana: Es ist, was mich nicht überrascht.

Es ist, was folgen musste.

Lukanos: Der Tod in den Flammen – es wäre ihre tatsächliche Vernichtung.

Tualkana: *horcht wieder* Sie weiß es.

Sie will ihren Tod.

Zu Elisabet, Mirka und Daniel Sie hätte niemals die Macht gehabt, Herrin eurer Erde zu sein.

Lukanos: Vieles, was sie euch sagte, war eine Lüge.

Jetzt ist sie echt.

Zu Tualkana Sie will ihren Tod... Doch sie lebendig ins Feuer werfen?

Tualkana: Es gibt einen anderen Weg...

Er greift wieder den Stab Retikas, aus dem sich ein Dolch ziehen lässt.

Willst du es tun -?

Lukanos: Nein! nicht ich, nein!

Sie ist von meiner eigenen Rasse.

Tualkana: Du fürchtest die Rache deiner Rasse?

Sie selbst hat um ihren Tod gebeten.

Und mehr als du wäre ich es, der die Rache ihrer Rasse fürchten muss.

Sie flüstern wieder gemeinsam.

Retika: *richtet sich plötzlich ein Stück auf, mit gebeugtem Nacken.*

Nehmt den Dolch und stecht zu.

Dann werft mich ins Feuer!

Sie wartet.

Ihre Stimme wird wieder kraftvoller.

Stecht zu! Ich befehle es.

Tualkana und Lukanos tauschen Blicke.

Sie flüstern.

Der Dolch wandert zwischen ihren Händen hin und her.

Sie können sich nicht zu der Tat entschließen.

Daniel: *springt plötzlich auf.*

Er greift den Dolch und lässt ihn auf Retikas Nacken niedersausen.

Doch der Dolch springt ab.

Er verliert ihn aus den Händen.

Erschreckt versucht er, ihn wieder zu greifen.

Der Dolch ist in Richtung der hinteren Kellerwandtür gesprungen.

Von dort ertönt für Sekunden plötzlich ein dunkles infernalisches Lachen.

Daniel wagt es nicht, einen weiteren Schritt in diese Richtung zu tun.

Elisabet: *ist währenddessen schon aufgestanden, in Unruhe beobachtend, was geschieht.*

Sie zögert nicht, sie läuft zu der Stelle des Dolchs und greift ihn.

Sie stößt ihn Retika unterhalb des Nackens tief in den Rücken.

Retika bricht zusammen.

*Sie liegt reglos am Boden.
Alle drei, Tualkana, Lukanos und Elisabet
tauschen Blicke.
Es ist vollbracht.*

Lukanos: *blickt auf die Schlafmatratzen und die
darauf liegenden Decken. Wir bitten um eine
der Decken.*

Elisabet: *nickt; sie greift die Decke von einer der
Matratzen und reicht sie Lukanos.
Und ihr – seid ihr ganz ohne Hoffnung?*

Tualkana: *Du kennst unsere Mythen.
Dem Sturz aus unserer einst paradiesischen
Umwelt ist ein zweiter gefolgt.
Der Rückweg, wenn wir ihn finden, wird lang
sein – ein langer, ein mühsamer Weg.
Lukanos hat begonnen, Retika in die Decke
einzuhüllen.
Tualkana ist ihr behilflich dabei.
Plötzlich beginnt wieder dichter Rauch in den
Kellerraum einzudringen.
Elisabet ist auf ihren Platz am Tisch zurück-
gekehrt.
Daniel hat wieder neben Mirka Platz genom-
men.*

Lukanos: *erhebt sich ein Stück.
Zu Tualkana Lass sie mir!
Ich werfe sie in das Feuer.
Weiter füllt dichter Rauch den Kellerraum.*

3. Szene

Es wird für einen Moment ganz dunkel.

Da ertönt von oberhalb der Kellertreppe ein heftiges Klopfen.

Da niemand antwortet, wiederholt sich das Klopfen – heftiger.

Wieder vergehen Sekunden, bis ein drittes heftiges Klopfen zu hören ist.

Dann deuten Geräusche an, dass jemand die Tür des Hauses aufbricht.

Im Kellerraum ist es wieder dämmrig hell geworden.

Lukanos und Tualkana sind verschwunden.

Draußen haben Regengeräusche eingesetzt.

Man sieht Elisabet, Mirka und Daniel wie zuvor auf ihren Plätzen – alle drei mit geschlossenen Augen und in derselben Pose erstarrt, in der man sie zu Beginn der zweiten Szene gesehen hat, als sie in Bewusstlosigkeit fielen.

Die Regengeräusche werden stärker.

Zwei Sanitäter bewegen sich polternd die Kellertreppe herunter, Sauerstoffflaschen auf dem Rücken.

Der eine hält an, schnuppernd, dann zieht er sich ein Atemgerät über die Nase.

So tut es auch der zweite.

Sie finden die drei Bewusstlosen.

Sie prüfen bei allen den Puls, den Herzschlag.

Nachdem sie es bei Elisabet getan haben, schütteln sie bedauernd den Kopf.

Dann beginnen sie mit einem Atemschlauch bei Mirka und Daniel den Versuch einer Wiederbelebung.

Daniel schlägt schließlich benommen die Augen auf; dann auch Mirka.

Der erste Rettungssanitäter: Sie müssen hier raus.
Vergiftungsgefahr.

Mirka: *die mitbekommen hat, dass sich um Elisabet niemand mehr bemüht* Und Elisabet -?

Die Rettungssanitäter: *sehen sich an.*
Sie zucken bedauernd die Schulter.

Mirka: Hat jemand von euch meinen Bruder Frank gesehen?
Die Rettungssanitäter tauschen wieder Blicke.
Meinen Bruder Frank und Gunnar, meinen Vater.

Der zweite Rettungssanitäter: *nickt schließlich flüchtig* Sie haben sich freiwillig einem Trupp von Feuerwehrleuten angeschlossen.

Einer sagte mir, sie wagten sich sehr weit in die Flammen hinein.

Der Einsatzleiter versuchte noch, sie zurückzurufen. Die zwei waren ohne sichere Brandschutzkleidung.

Da versperrte ihm ein stürzender brennender Baum den Weg...

Er blickt auf die Uhr.

Es ist seitdem eine halbe Stunde vergangen.
Keiner hat die zwei zurückkehren sehen.

Daniel: *hat seinen Arm um Mirka gelegt, drückt sie an sich; während Mirka weinend ihr Gesicht in den Händen verbirgt.*

Da ertönt von jenseits der Tür ein Singen – es ist eine einzelne Frauenstimme, das Singen folgt einer pentatonischen Tonleiter, plötzlich scheint es sich zu verdoppeln und schwingt sich in „sphärische Höhen“. Es liegt eine große Klarheit darin, die zugleich etwas Metallisches hat.

Nach wenigen weiteren Augenblicken schlägt auch Elisabet auf einmal wieder die Augen auf. Auch sie blickt benommen um sich.

Der erste Rettungssanitäter: *bemerkt es Guckt! Dort!*

Die alte Dame ist aufgewacht. –

Doch ich wiederhole:

Alle müssen hier raus.

Mirka: *zeigt in Richtung der Kellertür Das Singen – das Singen - -*

Sie scheint wie verzaubert davon.

Der erste Rettungssanitäter: *Ein Singen...?*

Ich höre nichts.

Der zweite Rettungssanitäter: *Wir müssen raus hier.*

In Eile.

Daniel: *Ich höre es auch – dieses Singen.*

Auch er lauscht gebannt.

Elisabet: *versucht vergeblich, auf den eigene Füßen festen Halt zu finden.*

Der erste Rettungssanitäter: *packt Elisabet mit einem robusten Griff, hebt sie hoch und hängt sie sich über die Schulter; dann geht er zur Treppe.*

Daniel und Mirka: richten sich mühsam auf.

Auch Mirka kann sich nicht auf den Beinen halten und sinkt wieder zu Boden.

Daniel will es wie der Rettungssanitäter machen und hebt sie sich auf die Schulter.

Doch er schafft es nur wenige Schritte. Dann bricht er zusammen.

Mirka merkt, sie kann inzwischen allein auf den Füßen stehen. -

Noch immer hört man die singenden Stimmen, doch sie werden schwächer und scheinen sich mehr und mehr zu entfernen. -

*Alle verlassen über die Treppe das Haus.
Starke Regengeräusche.*